2026-3

Jesuiten

Entgiftung

Jesuiten

2026-3

Bildredaktion

Gift trägt selten ein hässliches Gesicht. Oft begegnet es uns dort, wo wir Schönheit und Vertrautheit vermuten. Doch Entgiftung beginnt nicht mit dem reflexhaften Meiden des Offensichtlichen, sondern mit der Kunst der Unterscheidung. Was schadet wirklich? Was ist nur scheinbar gefährlich? Und wo liegt das eigentliche Gift vielleicht gar nicht im Gegenstand selbst, sondern in unserem Umgang damit? Die Bilder dieser Ausgabe sollen einen Raum eröffnen, in dem Eindeutigkeiten brüchig werden. Sie laden dazu ein, den eigenen Blick zu schärfen und Gewissheiten zu hinterfragen. Entgiftung heißt: genauer hinsehen, Zusammenhänge erkennen und neu unterscheiden lernen, was dem Leben dient und was ihm schleichend die Kraft nimmt.

Martina Schneider
Bildredaktion

Titelbild: © Wolfgang Licht

1 Editorial

Schwerpunkt

2 Das Gift der Muster
4 Wann ist das Gift ein Gift?
6 Diagnose statt Dialog?
7 Vom Sich-Giften
8 Vom Brennen und Fließen
11 Taktik, Praktik, Resilienz
12 Arzt, heile dich selbst
14 Die Sehnsucht läutern
16 Indifferenz – Gift und Gegengift
18 Synodalität als Entgiftung
20 Hoffnung wächst in der Begegnung
21 Katharsis – Entgiftung im Theater?

Geistlicher Impuls

22 Detox – die Weisheit Jesu, der Bibel

Was macht eigentlich …?

24 P. Sebastian Maly SJ

Nachrichten

26 Nachrichten aus der Provinz

Personalien

29 Personalnachrichten
30 Jubilare und Verstorbene

Medien/Buch

31 Spaziergänge für Augen und Seele

Vorgestellt

32 Vom Traum zur Wirklichkeit: Hochschulbildung am Rand der Gesellschaft

Aus der Region

34 Jesuit Worldwide Learning – von Genf aus weltweit engagiert
36 Die besondere Bitte

Liebe Leserin, lieber Leser,

am 8. Mai 2025, dem 80. Jahrestag des Endes des Zweiten Weltkriegs in Europa, tritt der Augustinerpater und Kurienkardinal Robert F. Prevost als neugewählter Papst Leo XIV. auf die Loggia des Petersdoms. Er beginnt seine kurze Ansprache mit dem Gruß des Auferstandenen: „Der Friede sei mit euch!“ Das Motiv des Friedens durchzieht die ersten anderthalb Jahre des Pontifikats wie ein roter Faden, scheint allerdings tragischerweise auf taube Ohren bei den Mächtigen der Welt zu stoßen. Papst Leo verbindet den Frieden des auferstandenen Christus mit einem „unbewaffneten und entwaffnenden Frieden, demütig und beharrlich. Er kommt von Gott, dem Gott, der uns alle bedingungslos liebt.“

Unermüdlich erneuert der Papst den Aufruf zum Entwaffnen: Egal ob in der Politik, in der Sprache oder bei der Künstlichen Intelligenz – überall ist Entwaffnung notwendig. Einen Beitrag zu dieser vielschichtigen Friedensarbeit können vielleicht auch die verschiedenen Perspektiven unserer Autorinnen und Autoren – denen wir für ihre Mitarbeit herzlich danken – in dieser Ausgabe unseres Magazins leisten. Sie richten den Blick auf verschiedene Bereiche in der Kirche, der Gesellschaft und im Alltag, in denen Gifte wie Angst, Zynismus oder vorschnelle Urteile das Miteinander oder das persönliche Leben belasten können. Sie zeigen, wie Entgiftung nachhaltig, nicht nur als modisches Detox, geschehen kann, und legen dar, wofür noch kein wirksames Gegengift gefunden wurde.

Eine anregende, entwaffnende Lektüre wünschen

P. Manfred Grimm SJ und P. Dag Heinrichowski SJ

Portraits: © SJ-Bild

Das Gift der Muster

Die klinische Entgiftung ist bei suchtkranken Menschen oft nur der Anfang. Denn auch wenn das eigentliche Gift verschwunden ist, wirken Muster und Probleme weiter. Ein anonymisierter Einblick in die Arbeit der Suchttherapie.

Es ist wieder einer dieser Tage. Stuttgart Stadtmitte. Grauer Himmel, noch grauere Straßen. Draußen regnet es und wir schauen leicht melancholisch den einzelnen Wassertropfen zu, wie sie an das Bürofenster prasseln. Wir, das sind Herr Müller und ich. Wieder sitzen wir zum wöchentlichen Beratungsgespräch zusammen. Doch diesmal zerknirschter als sonst. Herr Müller hat mir gerade eben gebeichtet, dass es schon wieder passiert sei. Ein Rückfall. Diverse Tage, diverse Flaschen, viele Promille. Seine Hände zittern, sein Blick wendet sich immer wieder zum Boden. Restalkohol haben wir gerade eben per Alkomat nachgewiesen. Schon wieder gescheitert.

Wir versuchen uns gemeinsam an dem, was ich später unter dem Schlagwort „Rückfallbearbeitung“ dokumentieren werde. Durch gezieltes Fragen und Nachdenken rekonstruieren wir, wie es dieses Mal dazu gekommen ist. Das erfordert viel Selbstreflexionsfähigkeit und Vertrauen ins Gegenüber. Schließlich ist da ein gewisses Machtgefälle zwischen mir als Sozialarbeiterin und dem stolpernden Klienten. Doch Herr Müller kämpft sich durch meine Fragen. Wie meistens waren die Probleme zu groß, das Leben zu einsam und die Scham über das eigene Scheitern zu schwer zu ertragen. Die in der letzten Therapie erlernten Regulationsfähigkeiten und Suchtbewältigungsstrategien griffen dieses Mal nicht, und so kam es zum ersten, quasi automatischen Gang in den Supermarkt. Danach lief der bekannte Film einfach wie fremdgesteuert weiter.

So wie Herrn Müller geht es vielen meiner Klient:innen. Das Leben und die eigenen erlernten Muster scheitern oftmals aneinander, und die einzige Bewältigungsstrategie, die manchmal bleibt, ist der Alkohol. Und da beginnt es, tückisch zu werden. Alkohol begegnet uns früh und selbstverständlich: beim Feiern, im Urlaub oder nach einem langen Arbeitstag. Für die meisten bleibt er Genussmittel. Für manche wird er zur Bewältigungsstrategie. Treffen Verfügbarkeit, Gewohnheit und eine entsprechende Veranlagung zusammen, kann sich daraus durchaus ein ernsthaftes Problem entwickeln. Damit wäre man auch nicht allein mit Herrn Müller oder anderen Klient:innen. Deutschland gilt als „Hochkonsumland“ in Bezug auf Alkohol – durchschnittlich 10,6 Liter Reinalkohol pro Kopf pro Jahr (Quelle: Jahrbuch Sucht 2026) wird hier konsumiert.

So. Nun sitzen wir also hier im Büro mit unserem akuten Problem. Herr Müller immer noch leicht entzügig – logisch, die letzte Flasche ist noch nicht allzu lange her. Beide wissen wir: Alkohol ist selten das eigentliche, das erste Problem. Er dient oft zur Selbstmedikation, sozusagen als Pflaster, wenn die dahinter liegenden Muster und Probleme nicht oder noch nicht adäquat verarbeitet werden konnten. Aber aus dieser aktiven Spirale allein herauszukommen, ist oft schwierig. Trotzdem gilt die Devise, flapsig gesagt, erstmal trockenlegen.

Wenig später begleite ich also Herrn Müller in die klinische Entgiftung. Diese findet entweder im Krankenhaus oder einer psychiatrischen Klinik statt und es werden die körperlichen Folgen des Alkoholentzugs medizinisch begleitet. Zittern, Schwitzen, Angstzustände oder Kreislaufprobleme und somit viele leichte bis schwere Nebenwirkungen sind keine

Seltenheit. Doch eine Entgiftung ist oft nur der Anfang.

Oft ist nämlich nicht der Alkohol das eigentliche Gift, sondern die Muster und Probleme, die bleiben. Denn wenn Herr Müller nach rund zehn Tagen wieder zurückkommt, sind die Gründe für seinen Konsum nicht weg. Es ist vielleicht für den Moment nicht mehr so schlimm oder der Kreislauf der schnellen Linderung für einen Moment unterbrochen, doch die eigentlich nagenden Fragen bleiben. Und genau hier beginnt die eigentliche, die langwierige und die ehrliche Arbeit. Das Da-Bleiben, das Aushalten und eben auch einmal ehrlich in die Tiefe schauen.

Im Idealfall gelingt es, sich den eigenen Mustern zu stellen und zu erkennen, dass es Nachjustierung braucht. Einen besseren Umgang mit sich selbst, mit Stress, Emotionen oder der Art und Weise, wie ich Bindungen eingehe. Das braucht ein Gegenüber, das einen Raum des Vertrauens und der vorurteilsfreien Neugier halten kann – so lange, wie es eben braucht. Ein Gegenüber, das sich auch bei schwierigen Fragen auf Augenhöhe begibt und nicht wegschaut, wenn es eventuell dunkel wird. Es braucht ein gewisses Maß an Hoffnung oder manchmal Menschen, die Hoffnung stellvertretend mittragen, für die, die lange keine mehr in sich selbst und die Welt hatten.

Und hier liegt für mich die eigentliche Entgiftung: das sorgsame, gemeinsame Aushalten und Aufbrechen in einen ergebnisoffenen Prozess, der sich in seiner Zielrichtung jederzeit ändern kann und darf. Entgiftung darf nicht bei der zunächst als toxisch identifizierten Substanz oder dem Verhalten enden, sie muss weitergehen, den Menschen im Ganzen und die je eigene Lebensrealität anschauen. Vielleicht beginnt die eigentliche Entgiftung erst dann, wenn das Gift verschwunden ist und der Mensch bleibt.

Susann Reiser

arbeitet als Sozialarbeiterin im Bereich Sucht und Sozialpsychiatrie, ist Coach und promoviert in Pastoraltheologie. In ihrer Arbeit und Forschung beschäftigt sie sich mit den Schnittstellen von Sucht, psychischen Erkrankungen, Hoffnung, Haltung und menschlicher Verletzlichkeit.

Portrait: © privat; Foto: © Martina C. Schneider

Wann ist das Gift ein Gift?

Je genauer wir hinschauen, umso weniger ist das „Toxische“ immer und nur toxisch. Eine Zeitreise.

Im Jahr 2023 warnte die Weltgesundheitsorganisation (WHO), bereits der erste Tropfen Alkohol wirke als „zelluläres Gift“ und sei gefährlich. Ein Gift ist in diesem Verständnis immer und ausschließlich giftig. Der heutige metaphorische Begriff des „Toxischen“ baut auf dieser radikalen, absoluten Vorstellung auf: toxische Menschen, toxische Männer oder toxische Handys, von deren digitalem Gift wir ge-„detoxt“ werden müssen. Doch es gab viele Kritiker der WHO-Aussage. Sie hielten unter anderem dagegen, unter so strengen Kriterien sei auch Zitronensaft ein Zellgift.

Seit der Antike machen sich Menschen Gedanken um das Wesen des Giftigen. Und in dieser Geschichte mäandern Vorstellungen von dem, was ein Gift oder Giftigkeit sei, je nach Position und Interessen zwischen absoluten und relativen Modellen. Der amerikanische Medizinhistoriker Frederick Gibbs hat die Frühgeschichte des Giftbegriffs detailliert nachgezeichnet. *Pharmakon* bedeutet Wirkstoff, sowohl Arznei wie auch Gift. Und so sahen antike Texte das *Pharmakon* als etwas Ambivalentes, das schaden und nützen könne. Im Spätmittelalter wurde Gift dann mehr als abgeschlossene, ontologische Schadensursache und Verursacher von Krankheit verstanden. Die damalige Erklärung, dass die grassierende Pest von einer „vergifteten Luft“ verursacht sei, war eine solche pauschale Deutung.

Bis heute sehr bekannt ist die Aussage des „rebellischen“ Arztes Paracelsus vor 500 Jahren: „Alle Ding sind Gift und nichts ohn’ Gift; allein die Dosis macht, daß ein Ding kein Gift ist.“ Er meinte damit aber mehr als die heutige „Dosis“. Bereits konkrete Beobachtungen konnten nahelegen, dass Substanzen gleichzeitig Gifte und Heilmittel sind. Zu Paracelsus’ Zeiten war die Schädlichkeit des Quecksilbers für den Organismus durchaus bekannt, gleichzeitig war es als Mittel gegen die „Franzosenkrankheit“ (im heutigen Verständnis:

Geschlechtskrankheiten) verbreitet. Wahrscheinlich hat Paracelsus beides auch am eigenen Körper erfahren.

Im 18. Jahrhundert übernahm der englische Arzt William Withering aus der Laienmedizin die Beobachtung, dass ein verdünnter Extrakt des als hochgiftig bekannten Fingerhuts (*Digitalis*) herzstärkend wirkt. Präparate der *Digitalis*-Pflanze wurden danach lange Zeit therapeutisch verwendet. Da der Bereich zwischen heilender Wirkung und lebensbedrohlicher Vergiftung winzig ist, wurden die *Digitalis*-Wirkstoffe in jüngster Zeit mehrheitlich durch weniger gefährliche Substanzen ersetzt.

Eines der gefährlichsten Gifte, Botulinumtoxin, dient seit den 1980er Jahren in sehr geringer Dosis gegen Muskelkrämpfe oder Migräne. Von anderen Verwendungsweisen des Botox ganz zu schweigen.

Wechseln wir ganz in den Bereich der Pharmazie, wird klar, wie widersprüchlich Wirkungen von Substanzen sein können. Unter dem neueren Wissenschaftslabel „Paradoxe Pharmakologie“ ist bekannt, dass Psychopharmaka im Extremfall sogar eine dem Verschreibungszweck entgegengesetzte Wirkung haben können, je nachdem, an welchem Rezeptor im Gehirn sie andocken. Häufiger sind allerdings die Varianzen pharmakodynamischer Wirkungen.

Die heutige Toxikologie differenziert den Giftbegriff immer weiter aus und betont die Vielzahl relativierender Einflussfaktoren (Parameter) auf Toxizität jenseits der reinen Dosis. Dazu zählen zum Beispiel der Aufnahmepfad und die genetische Disposition.

Einfache, pauschalisierende Vorstellungen von Giftigkeit gibt es innerhalb und außerhalb der Wissenschaft trotzdem immer wieder. Zum Beispiel die alte toxikologische Maßeinheit der „letalen Dosis“ oder „letalen Konzentration“. Sie wird zunehmend als hypothetisch angesehener statistischer Mittelwert betrachtet. Hinter pauschalen Vorstellungen von Gift können aber auch Emotionen oder strategische Interessen stehen. Wir kennen zum Beispiel Formulierungen aus dem allgemeinen Umweltdiskurs, die Chemie pauschal als „giftig“ oder „schädlich“ verstehen. Oder die Positionen, die Alkohol bewusst zum absoluten Problem stilisieren wollen.

Toxizität ist nach heutigem Wissen ein sehr relationales, immer schwerer greifbares Ergebnis vieler Umstände, Beziehungen und Interaktionen in einem Feld vielfältiger Wirkungen. Die Pharmaziehistorikerin Bettina Wahrig hat darauf hingewiesen, dass das Unbestimmte im Begriff Gift in Geschichte und Gegenwart zu vielen Konstruktionen und Fantasien angeregt hat. Wenn uns also einfache und absolute Vorstellungen von Toxizität über den Weg laufen, sollten wir besonders genau fragen, was dahinterstecken könnte. Selbst dann, wenn es „nur“ die Metapher des Toxischen ist.

Eberhard Wolff

ist Titularprofessor für Kulturanthropologie der Universität Basel und langjähriger Medizinhistoriker. Dabei richtet er die Perspektive gerne auf die Widersprüche und Zwischentöne des Alltags, egal, ob er über Themen wie Impfgeschichte oder Selbsttests, Bauernhäuser oder Glitzer arbeitet.

Portrait: © privat; Foto: © Martina Schneider

Diagnose statt Dialog?

Wer jeden Regen „Sintflut“ nennt, hat kein Wort mehr für die echte Katastrophe. Über die Inflation des Wortes „toxisch“.

Ob unliebsame Meinungen, anstrengende Arbeitsverhältnisse oder schlichte Unhöflichkeit – das Etikett „toxisch“ klebt schnell. Doch genau hier liegt das Problem: Wer eine Position als toxisch markiert, entzieht ihr die Existenzberechtigung. Das Wort wirkt wie ein moralisches Stoppschild. Wenn wir ein Gegenüber als toxisch bezeichnen, bricht das Gespräch meist ab, bevor es begonnen hat. Wir diagnostizieren den anderen, statt seine Argumente zu prüfen. Ein offenes Gespräch aber setzt die Unterstellung voraus, dass das Gegenüber ein rationales Interesse am Austausch hat. Das Label „toxisch“ spricht diese Fähigkeit ab.

Um ein Gespräch dennoch produktiv zu halten, hilft oft nur eines: weg von der Abwertung einer abweichenden Meinung als „toxisch“ hin zur begründenden Beschreibung ihrer Wirkung. Deutlich werden kann gerade dann, warum man die Haltung des Gegenübers als grenzüberschreitend empfindet – zum Beispiel, weil sie sich einer argumentativ entfalteten Position gerade verweigert. Nur durch die Rückkehr zur Präzision bleibt der Raum für Korrektur offen.

Was aber tun, wenn Positionen schlichtweg nicht verhandelbar sind? Es gibt Aussagen – etwa menschenfeindliche oder demokratiezersetzende Rhetorik –, bei denen Offenheit zur Selbstaufgabe führt. Hier droht die Gefahr, dass man Grenzüberschreitungen aus falscher Toleranz hinnimmt. Die Lösung liegt in einer sorgsamen Verwendung des Begriffs. Wenn wir „toxisch“ nur noch dort einsetzen, wo tatsächlich eine destruktive, manipulative Dynamik vorliegt, behält das Wort seine Schlagkraft. Inflation führt zu Entwertung. Wer jeden Regen als „Sintflut“ bezeichnet, hat kein Wort mehr für die eigentliche Katastrophe. Hier bietet die Literatur einen unschätzbaren Mehrwert.

Literarische Texte sind dann das Gegenteil von Diskurs-Killern, wenn sie Ambiguität (Mehrdeutigkeit) sowohl anbieten als auch aushalten. Während der öffentliche Diskurs nach schnellen Urteilen verlangt, erlaubt die Literatur das Verweilen im Unklaren. In ihrem Roman *Identitti* wirft Mithu Sanyal ihr Lesepublikum mitten in eine hochemotionale Debatte über Identitätspolitik und kulturelle Aneignung. Anstatt eine einfache moralische Antwort zu geben, zeigt sie die Zerrissenheit ihrer Figuren. Handelt es sich bei Professorin Saraswati, einer angeblich indischstämmigen Koryphäe der *Postcolonial Studies*, tatsächlich aber eine weiße Deutsche namens Sarah Vera Thielmann, schlichtweg um eine Betrügerin? Der Roman verweigert die einfache Bestätigung der Diagnose „toxisch“. Ausgerechnet Saraswatis brillante Argumente und pädagogisches Charisma haben vielen ihrer Studierenden eine Sprache für ein besseres Verständnis ihrer selbst gegeben. Die Hochstaplerin ist zugleich eine (echte) Befreierin. Wer sie „cancelt“, erledigt die positive (heilsame) Wirkung ihres Tuns gleich mit. Der Roman zwingt seine Leser:innen dadurch, die mit dem Schlagwort „toxisch“ stets verbundene Komplexität nachzuvollziehen. Um Begriffe einsatzfähig zu halten, müssen wir sie vor der Abnutzung durch gedankliche Bequemlichkeit schützen. Die genaue Lektüre und die Kommunikation über Literatur sind hierfür ein gutes Training.

Claudia Stockinger

ist Professorin für Neuere deutsche Literatur an der Humboldt-Universität zu Berlin. Sie ist Mitglied der erweiterten Redaktion der Kulturzeitschrift *Stimmen der Zeit* und leitet u. a. die Redaktion der Literaturzeitschrift *text+kritik*.

Vom Sich-Giften

Manchmal sind wir gefangen in giftigen Gedankenspiralen. Der bairische Dialekt kennt dafür den Ausdruck des Sich-Giftens.

In der Grenzregion zwischen Salzburg und Burghausen aufgewachsen und heute dort wieder lebend, ist meine eigentliche Sprechsprache ein bairischer Dialekt. Und wenn es wirklich ernst wird im Gefühls- oder Gebetsleben, dann geht das nur echt und gut in meinem Dialekt. Ein Ausdruck für eine Gefühlsregung, der mir aus meinem Heimatdialekt bekannt ist, ist das Sich-Giften, das Giftigsein.

Wenn man sich auf das Seelsorger-Sein einlässt, wird man früher oder später (eigentlich ist früher besser) mit den Gefühlen des Menschen konfrontiert. Man darf dann lernen, was diese sind, und man darf lernen, die Gefühlsregungen und -vermischungen an sich selbst zu erspüren. So wird ganz nebenbei aus dem lernenden *man* ein spürendes *Ich*. Die Grund- oder Basisgefühle werden unterschiedlich genannt. Eigentlich immer mit dabei sind Freude, Angst, Trauer, Wut/Ärger; dann kommen Ekel und Überraschung hinzu. Manche nennen Leid und Liebe, andere Verachtung, nicht zuletzt die Scham. Doch auch wenn dieses letztgenannte bisweilen als Gift im Gefühls- und Seelenleben empfunden werden kann, möchte ich ein Untergefühl der Wut in den Blick nehmen: die Giftigkeit.

Ich gifte mich schon mein ganzes Leben lang. Zum Glück nicht täglich. Doch ist diese Form der Wut nicht leicht zu nehmen. Denn wenn ich mich gifte, bin ich destruktiv unterwegs. Giftig zu sein, ist keine Form von Wut, die mich am liebsten dreinschlagen ließe. Eher ein Ärger, der mich ohnmächtig oder hilflos dastehen lässt oder mich zu zynischen Gedanken oder Aussagen verleitet. Im Giftigsein kocht ein Zorn vor sich hin, der langsam böse Pläne schmiedet. Der dem Grund für das Sich-Giften innerlich Flüche an den Hals wünscht. Mitunter bricht sich im Giften auch Schimpfen und Gezeter Bahn. Wenn ich mich gifte, dann stehe ich am inneren Hexenkessel und braue Gift vor mich hin. Kurzum: Menschen in diesem Gefühlszustand sind wenig bis nicht beziehungsfähig. Weder mit anderen noch mit sich selbst, weil sie sich in dem Moment nur ihrer Giftigkeit hingeben, bisweilen darin wie gefangen sind. Und Beziehungsunfähigkeit kann ich oder allgemeiner man/Mensch gar nicht brauchen.

Ein Antidot, ein Gegengift fürs Giftigsein, erschiene hier doch schön. Denn als Gifthaferl möchte keiner enden. Vielleicht hilft es schon, ein paarmal tief durchzuatmen. Sich zurückzuziehen, bis die heftigste Spitze der Gefühlsregung vorbei ist. Oder doch ein Gebet gen Himmel schicken. Zur Vorbeugung die tägliche Meditation – viel Glück allen, die es damit probieren … Ein solches Antidot mag helfen, kurzfristig, eventuell auch länger. Doch interessant wird es, wenn ich mir die Mühe mache und auf dieses Gefühl schaue. Was ist noch alles dabei, wenn ich mich gifte? Noch andere Facetten der Wut? Ein anderes Gefühl? Vielleicht Trauer, oder lugt irgendwo auch die Scham hervor? Meine Erfahrung ist, die Mühe lohnt sich und durch manch „giftige“ Gefühle verändert sich etwas in mir, wenn ich ehrlich darauf schaue. Und wenn es nur die Beziehung zu mir selbst ist.

Uli Jauernig
ist Pastoralreferent im Pfarrverband Waging und geistlicher Mentor im Ausbildungszentrum für Pastoralreferent:innen in München.

Portraits: © privat

Vom Brennen und Fließen

Junge Menschen brauchen Räume, in denen innerer Druck sich wandeln kann. Mona Offenberg arbeitet mit jungen Menschen und entdeckt mit ihnen die Natur als Resonanzraum von Angst, Ruhe und Entwicklung.

„Ich habe eigentlich alles im Griff – aber innerlich bin ich ständig angespannt." Solche Sätze höre ich in der Arbeit mit Jugendlichen immer wieder, oft eher beiläufig gesagt, aber mit hoher innerer Dichte. Sie verweisen auf etwas, das sich schwer greifen lässt: einen Zustand permanenter Selbstabsicherung zwischen Leistungsdruck, Zukunftssorgen und dem Wunsch, nichts falsch zu machen.

In meiner Arbeit als psychosoziale Beraterin im schulischen Kontext am Kolleg St. Blasien begegne ich vielen jungen Menschen, bei denen sich diese Spannung verdichtet. Das Bedürfnis nach Sicherheit ist dabei zunächst nichts Problematisches – im Gegenteil, es ist eine verständliche Reaktion auf eine komplexe und krisenhafte Welt. Schwieriger wird es, wenn Sicherheit zur dominierenden inneren Leitgröße wird. Dann entsteht ein subtiler Dauerzustand von Kontrolle, Bewertung und innerem Vorausdenken, der kaum noch Ruhe zulässt.

Die Folge ist selten eine klar benennbare Angst. Häufiger zeigt sich ein diffuser innerer Druck: Gedankenkreise, Erschöpfung, das Gefühl, nie wirklich „fertig" zu sein mit Entscheidungen oder mit sich selbst. Sicherheit wirkt dann nicht entlastend, sondern engführend.

Meine These ist daher: Junge Menschen brauchen heute weniger zusätzliche Absicherung, sondern Erfahrungsräume, in denen sie lernen, mit Unsicherheit zu leben, ohne sich selbst darin zu verlieren.

In meiner erlebnispädagogischen und beratenden Arbeit zeigt sich immer wieder, dass solche Veränderungen weniger durch Einsicht als durch Erfahrung entstehen. Besonders deutlich wird das im Naturraum.

Natur ist dabei kein romantischer Gegenentwurf zur modernen Welt, sondern ein anders strukturierter Erfahrungsraum: zyklisch statt linear, körperlich statt rein kognitiv, gegenwärtig statt optimierungsorientiert. Diese andere Logik unterbricht die permanente innere Bewertung und schafft Raum für unmittelbares Erleben.

Wenn Jugendliche draußen unterwegs sind, verändert sich zunächst die Reizdichte. Digitale Impulse, soziale Vergleiche und dauernde Selbstbeobachtung treten in den Hintergrund. Stattdessen rückt der Körper in den Vordergrund: Kälte, Wärme, Anstrengung, Orientierung, Stille. Diese einfache Form von Erfahrung wirkt oft ordnend – nicht, weil sie Probleme löst, sondern weil sie das Erleben wieder verankert.

Ich arbeite dabei häufig mit Naturbildern, die innere Prozesse sichtbar machen. Beim Sammeln von Brennmaterial für ein Feuer entsteht etwa die Frage: Wofür brennst du eigentlich? Und ebenso wichtig: Was hält dieses Feuer am Leben? Was ist dein Zunder – das, was dich schnell entzündet, im positiven wie im belastenden Sinn? Und was trägt dich langfristig, ohne dich auszubrennen? So wird innerer Druck nicht abstrakt behandelt, sondern als gestaltbarer Prozess erfahrbar.

Ein anderes Bild ist der Bachlauf. Jugendliche verorten sich selbst: Bin ich gerade im ruhigen Wasser, im Kehrwasser oder in schneller Strömung? Entscheidend ist dann nicht nur die Beschreibung, sondern die Frage: Was hält

mich dort – und was würde mir helfen, wieder in ruhigere Bereiche zu gelangen? Innere Zustände werden so nicht festgeschrieben, sondern beweglich.

Auch das gemeinsame Gehen spielt eine zentrale Rolle. In sogenannten „Geh-Sprächen" verändert sich die Gesprächsdynamik deutlich: Die gemeinsame Richtung, der Rhythmus der Schritte und die Umgebung führen oft zu mehr Offenheit und weniger Konfrontation. Die Natur wirkt still mit beim Prozess – nicht als Methode, sondern als Resonanzraum.

Ergänzend erlebe ich unseren Schulhund Nimbus als besondere Form von Präsenz. Tiere reagieren unmittelbar, ohne Bewertung. Dadurch wird ein innerer Zustand oft schnell sichtbar – und gleichzeitig beruhigt, weil Präsenz, Ruhe und Unruhe direkt gespiegelt werden. Diese Einfachheit wirkt für viele Jugendliche entlastend.

„Entgiftung" verstehe ich in diesem Zusammenhang nicht als das Entfernen von Angst oder Unsicherheit. Es geht vielmehr um einen veränderten Umgang damit: weg von permanenter Absicherung hin zu mehr innerer Beweglichkeit. Angst verliert dabei nicht ihre Funktion, aber sie verliert ihre absolute Deutungshoheit.

Natur, Bewegung, Beziehung und Metaphern schaffen Erfahrungsräume, in denen diese Beweglichkeit nicht nur gedacht, sondern erlebt werden kann. Entscheidend ist nicht die Abwesenheit von Unsicherheit, sondern die Fähigkeit, sich in ihr zu orientieren, ohne sich zu verengen.

Vielleicht liegt genau darin eine zentrale Aufgabe unserer Zeit: Räume zu gestalten, in denen junge Menschen nicht weiter optimieren müssen, sondern erfahren dürfen, dass Entwicklung aus Bewegung, Resonanz und Beziehung entsteht.

Entgiftung geschieht, wenn Sicherheit nicht länger die einzige Antwort auf Unsicherheit ist, sondern Vertrauen, Erfahrung und innere Beweglichkeit wachsen können. Das eigene Feuer findet Nahrung, und was ins Stocken geraten ist, kann wieder in Fluss kommen. Entwicklung beginnt oft nicht dort, wo alle Antworten vorliegen, sondern dort, wo Menschen den Mut finden, den nächsten Schritt zu gehen.

Mona Offenberg

ist psychosoziale Beraterin und Leiterin des Zentrums für individuelle Begabungsförderung (ZiBf) am Kolleg St. Blasien. Als systemische Erlebnispädagogin und Naturcoach verbindet sie Beratung mit Naturerfahrung in der Begleitung junger Menschen.

Portrait: © privat; Foto: © Martina C. Schneider

Tinct.
Strychni

Taktik, Praktik, Resilienz

In der Medienforschung und Soziologie gibt es seit einigen Jahren das Schlagwort „Entnetzung“. In einer immer stärker vernetzten Welt braucht es mehr als Digital Detox.

Mein erster Computer: ein Atari 1040 ST mit Röhrenmonitor und externem Diskettenlaufwerk, auf dem das Betriebssystem und meine Uni-Hausarbeiten im ständigen Clinch miteinander lagen. Irgendwann wurde er Elektroschrott, dann Rohstoff für neue Computer, dann wieder Schrott und wieder Rohstoff. Diesen Zyklus hat er vermutlich so oft durchlaufen, dass sich Spurenelemente seiner Hauptplatine wohl noch immer in den Schaltkreisen des Notebooks befinden, auf dem ich gerade diesen Text schreibe.

Inzwischen lassen sich mit Computern sehr viel mehr Dinge anstellen, als Texte zu verfassen. Ich bin produktiver als jemals zuvor, besser informiert, besser entertained, besser vernetzt: ein Traum. Und dennoch fühle ich mich oft wie betäubt, leer, zerstreut, deprimiert, wenn es mir endlich gelungen ist, mich vom Bildschirm loszueisen. Damit bin ich nicht allein. Viele wollen die Nutzung ihrer inzwischen sehr viel kleineren und mobilen Computer einschränken. Wenige tun es, sind gefangen in einer Schleife aus Kritik und Faszination. Selbstbestimmung gegenüber den Kommunikations- und Informationstechnologien unserer Zeit ist für das Individuum (nur) noch im Kleinen zu haben: das Smartphone stummschalten oder umdrehen, einem Freund das Passwort für die Screen-Time-App geben, der es nicht herausrücken wird, Zeiten und Zonen definieren, in denen Mediennutzung tabu ist.

Mit all dem umschiffen heutige Mediennutzer die vielen Versuchungen des digitalen Zeitalters wie einst Odysseus die Insel der Sirenen, an den Mast seines Schiffes gebunden, um sich vom Verlockenden nicht hinreißen zu lassen. Selbstbindung heißt heute: In der Bibliothek arbeiten anstatt zu Hause. Nicht wegen des Angebots an Büchern, sondern wegen der Abwesenheit digitaler Ablenkung. Ins Kino gehen, um das Handy in der Tasche zu lassen und nicht in die geistigen Untiefen zwischen dem ersten und dem zweiten Screen zu geraten. Konzerte besuchen, um Teil von etwas Echtem zu werden. Ins Notizbuch schreiben, um mit der Hand zu denken, zu begreifen. Aus den vielen alltäglichen Taktiken wie diesen folgt: Wo die Resilienz des Einzelnen an ihre Grenzen stößt, weil die Geschäftsmodelle der digitalen Medienwirtschaft auf dessen Kontrollverlust zielen, muss er durch die Einbettung in resiliente soziale Netzwerke gestärkt werden. Es gilt, Menschen zu stärken, die Menschen stärken: Eltern Kinder, Lehrende Lernende, Freunde Freunde. Ebenso müssen Orte der sozial gestützten Selbstregulation wie etwa Bibliotheken, Treffen mit Freunden oder Schule in ihrer gesellschaftlichen Funktion und Relevanz anerkannt und gestärkt werden. Denn es sind Orte der fokussierten Aufmerksamkeit, der digitalen Selbstbegrenzung, der reflektierten Medienpraxis, die uns nicht nur vor Augen führen, sondern unmittelbar erleben lassen, dass wir immer noch in der Lage sind zu tun, was wir im Umgang mit digitalen Medien meinen, verlernt zu haben: Uns ihnen gegenüber zu behaupten und sie produktiv zu unserem Wohle und zum Wohle anderer zu nutzen.

Guido Zurstiege

ist Professor für Medienwissenschaft mit dem Schwerpunkt „Empirische Medienforschung“ an der Universität Tübingen. 2019 erschien sein Buch *Taktiken der Entnetzung. Die Sehnsucht nach Stille im digitalen Zeitalter* im Suhrkamp Verlag.

Portrait: © privat; Foto: © Martina C. Schneider

Arzt, heile dich selbst

Die Kirche, die heilen will, scheint in ihrer institutionellen Verfassung selbst erkrankt zu sein. Gründet die Missbrauchskrise in einer strukturellen Vergiftung? Welche Ursachen gibt es – und welche Therapien führen wirklich zur Genesung?

„Arzt, heile dich selbst." – Dieses Wort aus dem Lukasevangelium trifft die Kirche im Umgang mit sexuellem Missbrauch mit schmerzhafter Genauigkeit. Die Kirche hat über Jahrhunderte hinweg Heilung, Versöhnung und moralische Orientierung verkündet. Gerade deshalb wiegt ihr Versagen im Umgang mit Missbrauch so schwer. Die Missbrauchskrise ist nicht nur eine Ansammlung einzelner Straftaten. Sie ist Ausdruck einer tiefen Vergiftung kirchlicher Beziehungen, Strukturen und Kulturen. Um in der medizinischen Metapher zu bleiben: Woher kommt die Vergiftung, welche Heilmittel gibt es, wie schaut die Prognose aus?

Diagnose: Vergiftung

Jeder Missbrauch hinterlässt Wunden im Leben einzelner Menschen. Betroffene verlieren nicht nur ihre körperliche und seelische Unversehrtheit, sondern oft auch Vertrauen: Vertrauen in andere Menschen, in Autoritäten, in Gott und in sich selbst. Besonders zerstörerisch ist dabei die geistliche Dimension des Missbrauchs. Wenn Täter religiöse Sprache, sakrale Rollen oder geistliche Macht nutzen, um Nähe zu erzwingen oder Schweigen zu sichern, wird der Glaube selbst vergiftet. Viele Betroffene erleben deshalb nicht nur ein persönliches Trauma, sondern einen Bruch mit ihrer religiösen Heimat.

Doch die Vergiftung betrifft nicht nur Einzelne. Auch Gruppen innerhalb der Kirche werden erfasst. Gemeinden und Gemeinschaften spalten sich zwischen Verteidigern und Anklägern, zwischen Loyalität gegenüber Angeschuldigten bzw. Tätern und Solidarität mit Betroffenen. Mitarbeitende geraten in Loyalitäts- und Gewissenskonflikte. All das wirkt wie ein schleichendes Nervengift, das die Herzen, die Bezie-

hungen und die Strukturen befällt und zu Angst vor öffentlichen Skandalen, vor Vertrauensverlust und vor finanziellen Folgen führt.

Besonders deutlich zeigt sich die Vergiftung in Mechanismen der Institution. Viele kirchliche Verantwortliche reagierten lange nicht zuerst mit der Frage: „Was brauchen die Betroffenen?“, sondern mit der Sorge um den Ruf der Kirche. Das institutionelle Eigeninteresse verdrängte Mitgefühl und Gerechtigkeit. So gingen persönliche Pflichtvergessenheit und strukturelles Versagen Hand in Hand.

Behandlungsmethoden

Heilung beginnt mit Wahrheit. Für Betroffene bedeutet dies zuerst: gehört und ernst genommen zu werden. Die Kirche darf nicht mehr entscheiden, welche Geschichten erzählbar sind. Sie muss Räume schaffen, in denen Opfer ohne Angst sprechen können. Zuhören ist keine Strategie des Krisenmanagements, sondern eine menschliche Pflicht und eine moralische Aufgabe. Dazu gehören unabhängige Aufarbeitung, angemessene Anerkennung des Leids und – für viele Betroffene im kirchlichen Kontext wichtig – eine ernsthafte spirituelle Begleitung.

Für Einzelne braucht es zudem professionelle therapeutische und spirituelle Unterstützung. Traumata verschwinden nicht durch Gebete allein. Psychologische, medizinische und seelsorgliche Hilfen müssen zusammenwirken. Wichtig ist dabei, dass Betroffene selbst bestimmen können, welche Form der Begleitung sie wünschen und wem sie vertrauen. Auch Gruppen und Gemeinschaften benötigen Heilungsprozesse. Pfarrgemeinden müssen lernen, Konflikte und Schuld offen auszuhalten, statt sie zu verdrängen. Dazu gehört eine echte Kultur der Verantwortung. Nicht blinder Gehorsam gegenüber Amtsinhabern darf im Mittelpunkt stehen, sondern Loyalität gegenüber Wahrheit und Schutzbedürftigen. Safeguarding ist deshalb mehr als ein Regelwerk. Es zielt auf einen kulturellen Wandel. Das Gift erkennen, bevor es seine zerstörerische Wirkung entfalten kann, heißt, Macht kritisch zu reflektieren, Grenzen zu achten und Warnsignale ernst zu nehmen.

Auch die Kirche als Institution braucht Therapie. Heilmittel sind Transparenz in Verfahren, unabhängige Kontrolle und eine aufrichtige Beteiligung von Laien, besonders von Frauen und Betroffenen. Eine Kirche, die sich einem Entgiftungsprozess aussetzen will, muss lernen, Macht zu teilen und Rechenschaft abzulegen. Darüber hinaus braucht die Kirche einen geistlichen Entgiftungsprozess. Buße darf nicht nur aus Worthülsen bestehen oder unterkomplexe Lösungsansätze wie „Kampf gegen Klerikalismus, toxische Männlichkeit oder autoritäre Hierarchie“ anpreisen. Um das systemische Immunsystem zu stärken, müssen die verschiedenen Aspekte – Haltungen, Strukturen, Inhalte und Abläufe – analysiert und verändert werden.

Heilungschancen

Es tut sich was, wenn man weltweit schaut. Zu wenig, zu unvollkommen, aber die katholische Kirche ist nicht mehr auf demselben Stand wie vor 20 Jahren. Heilung ist ein langer und schmerzhafter Weg. Die Hoffnung liegt darin, dass immer mehr Menschen in immer mehr Ortskirchen aufwachen und mitmachen. Kirchenmitglieder, Kommunioneltern, Katechetinnen, Ordensleute, Priester, Bischöfe, die gesund und heilsam mit sich und anderen leben und handeln, tragen das Gegengift in sich. Vielleicht liegt darin die eigentliche Bedeutung des Wortes „Arzt, heile dich selbst“. Die Kirche kann nur dann glaubwürdig heilen helfen, wenn sie sich ihrer eigenen Krankheit stellt und auch die bittere Medizin von Macht- und Geldverlust als letztlich befreiend erlebt.

P. Hans Zollner SJ

ist Theologe, Psychologe und Psychotherapeut. Er leitet das Institute of Anthropology. Interdisciplinary Studies on Human Dignity and Care (IADC) an der Universität Gregoriana. Er befasst sich mit Fragen des Safeguardings im Rahmen von Kirche und Gesellschaft.

Portrait: © privat; Foto: © Dennis Schrader

Die Sehnsucht läutern

Wie viel schädliches Suchtpotenzial steckt neben dem Suchen und Sehnen im Begriff der „Sehnsucht“? Sr. Christine Klimann sa ist als Pastoralpsychologin sowohl Theologin und geistliche Begleiterin als auch psychologisch ausgebildet. Ein Gespräch.

In „Sehnsucht“ stecken viele Facetten und Perspektiven. Was bedeutet dieser Begriff für dich?
Ich mag den deutschen Begriff Sehnsucht, weil er eine starke Dynamik hat. Ich glaube, wir brauchen einen Motor, der uns dazu bringt, uns weiterzuentwickeln, Größeres zu denken von uns selbst und auch von Gott. Sehnsucht ist eine wichtige Spur, um in der Perspektive der Hoffnung zu bleiben, denn sie sagt: Das, was im Moment da ist, ist vielleicht noch nicht alles, mehr ist möglich, und darauf möchte ich mich ausrichten.

Fehlt dem Menschen ohne Sehnsucht eigentlich etwas?
Ohne Sehnsucht wären wir Couch-Potatoes. Wir würden uns einfach zufriedengeben mit dem, was ist. Mit Augustinus gesprochen: Unser Herz ist unruhig. Schon anthropologisch sind wir darauf angelegt, eine Erfüllung außerhalb von uns selbst und jenseits unserer engen Grenzen zu finden.

Sehnsucht kann – gerade auch im geistlichen Bereich – in Bewegung setzen. Was könnten Kriterien sein für eine hilfreiche Sehnsucht, eine, die in die richtige Richtung bewegt?
Sehnsucht richtet sich oft in eine andere Welt oder Richtung Himmel. Ich glaube, dass es immer auch die Gegenbewegung braucht: Erdung. Das bedeutet, die Realität anzunehmen, mutig anzuschauen, wie sie eben ist, und sie nicht einfach schönzureden oder zu spiritualisieren. Und es geht darum, wirklich ganz im Hier und Jetzt zu sein und nicht bloß im Konjunktiv oder in der Zukunft zu leben.

Eine Gefahr könnte sein, dass Sehnsucht Menschen irgendwie blutleer oder weltfremd macht. Das ist sicher nicht sinnvoll.

Kann deiner Erfahrung nach eine Sehnsucht tatsächlich zu einer Art Sucht oder einem Gift werden, das nicht mehr nährt, sondern schadet? Gibt es da Warnsignale?
Für mich als ignatianisch geprägten Menschen bedeutet Spiritualität, Gott in der Wirklichkeit zu begegnen. Und diese Wirklichkeit muss ich wahrnehmen, mich ihr stellen und mich mit ihr auseinandersetzen.

Eine Sehnsucht, die von der Wirklichkeit wegtreibt, ist nicht hilfreich. Sie kann zur Flucht vor der Realität werden – vor den eigenen Grenzen, Bedürfnissen oder unangenehmen Seiten meiner Persönlichkeit. Oder ich blende bestimmte Aspekte meiner Umgebung aus, rede sie mir schön. Manchmal geschieht das aus der Hoffnung heraus, dass ein Wunder passieren wird.

Eine weitere Gefahr ist, wenn die Sehnsucht versucht, Gott festzulegen. Gott kann dann zu demjenigen werden, der meine Wünsche erfüllt, der das, was ich an Sehnsucht empfinde, erfüllen soll. Die Exerzitien zielen deshalb darauf, die eigene Sehnsucht zu läutern. Darum zu bitten, dass meine Sehnsucht der Sehnsucht Gottes für mich und für die Welt ähnlich werde oder in sie hineingenommen werde. Es geht nicht darum, dass ich meine eigenen kleinen Wünsche befriedigt bekomme oder dass Gott meinen Willen tut, sondern darum, dass ich bei aller Sehnsucht den Wunsch habe, dass sein Heilswillen für die Welt sich erfüllt.

Geläuterte, vielleicht auch entgiftete Sehnsucht – was können Schritte sein, die dabei helfen?
Ganz geistlich gesprochen, würde ich sagen: Betrachtung des Lebens Jesu. Also seine Person, seinen Weg, seine Bedürfnisse, seine Sehnsucht anzuschauen und zu versuchen, mit ihm unterwegs zu sein. Und die Unterscheidung der Geister: Erstmal wahrzunehmen, was ist, und dann versuchen, zu ordnen und festzustellen, was mehr in die Freiheit führt. Sehnsucht lässt sich nicht wegdiskutieren, und ich glaube, dass Gott in der menschlichen Sehnsucht präsent ist. Deshalb ist es wichtig, sie auch sprechen zu lassen. Aber dann mithilfe der Vernunft und von Erfahrung herauszufinden, was zu mehr Leben führt. Dabei kann eine Begleitung hilfreich sein. Sehnsucht ist ja etwas, was sich im Kopf abspielt und dann vielleicht auch Kreise drehen kann. Da hilft es, das auszusprechen und von einer Person, der man vertraut, auch ein Echo zu bekommen.

Sehnsucht entsteht oft aus einem empfundenen Mangel. Gott bleibt unverfügbar. Gleicht der Mensch bei seiner Suche nach Gott einem Süchtigen, dessen Bedürfnisse doch nie ganz befriedigt werden?
Manche spirituellen Zeugnisse kann man so lesen. Ich glaube, als Menschen leben wir wirklich in dieser Spannung von einerseits viel Fülle, die möglich ist, auch im Hier und Jetzt, und gleichzeitig bleibt da das ignatianische *magis*, das ja immer auch hinausweist auf etwas Größeres oder noch zu Kommendes. Das ist aber keine Sucht, die uns irgendwie klein und eng hält, sondern eine, die uns in Bewegung setzt.

Die Fragen stellte P. Dag Heinrichowski SJ.

Sr. Christine Klimann sa

gehört zur ignatianischen Gemeinschaft der Helferinnen und lebt in Leipzig und Frankfurt, wo sie die Zukunftswerkstatt leitet. Als Pastoralpsychologin und geistliche Begleiterin arbeitet sie in unterschiedlichen Aus- und Weiterbildungskontexten, u. a. im Priesterseminar Sankt Georgen und dem Berufungscampus.

Portrait: © SJ-Bild; Foto: © Dennis Schrader

Indifferenz – Gift und Gegengift

Wer sich mit der ignatianischen Spiritualität beschäftigt, begegnet schnell dem Begriff der Indifferenz. Falsch verstanden wird sie zum Gift, richtig verstanden kann sie entgiften und einen Raum von Freiheit eröffnen.

„Was weiß ich?“ – Die skeptische Frage des Philosophen Michel de Montaigne (1533–1592) markiert eine Haltung, die heute wieder vertraut wirkt. In einer Welt der Überfülle an Informationen, Meinungen und Wahrheitsansprüchen erscheint Indifferenz oft als Rückzug: als Gleichgültigkeit, die alles nebeneinanderstehen lässt und nichts mehr wirklich berührt. Diese Form ist tatsächlich ein Gift. Sie nivelliert Unterschiede, entzieht Verantwortung und verwandelt Engagement in ein müdes Schulterzucken. Wo alles gleich gilt, gilt am Ende nichts mehr.

Doch damit ist das Phänomen nicht erschöpfend beschrieben. Indifferenz besitzt eine zweite, tiefere Dimension: als Gleichmütigkeit. Sie kann – recht verstanden – eine anspruchsvolle geistliche Haltung sein. Nicht das Absterben der Anteilnahme, sondern die Freiheit von vorschnellen Urteilen steht hier im Zentrum. Indifferenz meint dann die Fähigkeit, innezuhalten, nicht sofort zu bewerten, sich nicht von Angst, Zynismus oder Ideologie treiben zu lassen. Sie ist eine „schwebende Mitte“, die offenhält, statt voreilig festzulegen.

Gerade darin liegt ihr entgiftendes Potenzial. In einer polarisierten Gesellschaft wie auch in der Kirche kann Indifferenz Räume öffnen: für das andere, für den anderen, für das, was sich erst im Hören und im gemeinsamen Ringen zeigt. Synodale Prozesse leben von einer solchen Haltung. Wer immer schon weiß, was gilt, wer sich nicht mehr überraschen lassen will, wird nicht mehr wirklich zuhören. Wer aber urteilsfähig sein will, muss zunächst gleichmütig werden und auf vorschnelle Urteile verzichten. Diese Form der Indifferenz ist alles andere als bequem. Sie verlangt Disziplin: die Bereitschaft, Ambivalenzen auszuhalten, Unsicherheit zu ertragen und sich nicht in einfache Antworten zu flüchten. Sie schützt vor der Vergiftung durch Angst – weil sie nicht jede Bedrohung sofort absolut setzt. Und sie bewahrt vor Zynismus – weil sie die Wirklichkeit nicht vorschnell abschreibt.

Indifferenz ist daher doppeldeutig. Als Gleichgültigkeit zerstört sie Beziehungen und Engagement. Als Gleichmütigkeit ermöglicht sie Freiheit und echte Begegnung. Vielleicht besteht die Herausforderung unserer Zeit nicht darin, Indifferenz zu überwinden, sondern zu unterscheiden: zwischen der kalten Gleichgültigkeit, die abstumpft, und der wachen Offenheit, die empfänglich macht.

Entgiftung beginnt dann nicht mit mehr Eindeutigkeit, sondern mit der Fähigkeit, das Offene auszuhalten.

P. Dominik Terstriep SJ

ist 2003 als Priester in die Gesellschaft Jesu eingetreten. Seit 2009 lebt er in Stockholm (Schweden) und arbeitet dort als Pfarrer an St. Eugenia. Daneben ist er als Autor und Dozent für Systematische Theologie am Newman-Institut in Uppsala tätig.

Portrait: © privat; Foto: © Martina C. Schneider

Synodalität als Entgiftung

Sr. Nathalie Becquart ist in Rom zuständig für die Weltsynode. Diese erlebt sie als Entgiftungskur für die Kirche – ein Weg vom Misstrauen zum Zuhören.

Oft breiten sich Vergiftungen unbemerkt oder aufgrund von Vorurteilen aus. Misstrauen, Zynismus, Angst vorm Anderen, Selbstgerechtigkeit – diese Gifte, die tief verankert sind in der Kultur, zirkulieren in der Gesellschaft und damit auch in der Kirche. Die Synodalität, wie sie die jüngste Synode (2021–2024) gelebt hat – als ein Weg der persönlichen und gemeinschaftlichen Bekehrung, der aus dem gemeinsamen Hören auf den Heiligen Geist beginnt –, ist eine Art Gegenmittel: ein Weg der Entgiftung, der mitten in der Kirche wirkt.

Alles beginnt mit der Möglichkeit, Dinge zu benennen: Schatten und Licht unseres gemeinsamen Unterwegsseins. Das Wagnis, etwas ins Wort zu bringen, anstatt die Spannungen unter den Teppich zu kehren, ermöglicht, demütig die Wahrheit über sich selbst anzuerkennen. Die Bußvigil, mit der die zweite Sitzung der Synode eröffnet wurde, war ein bedeutender Moment: Der synodale Prozess hat uns dazu geführt, unsere wechselseitigen Verletzungen und kirchlichen Verfehlungen gegen den Frieden, die Schöpfung, die indigenen Völker, die Migranten, die Kinder, die Frauen und die Armen zu benennen. Das hat die Sehnsucht nach Versöhnung entfacht. Dieses kollektive Eingeständnis ist keine Schwäche, sondern die erste Voraussetzung für jede echte Heilung. Was man nicht benennt, kann man nicht heilen.

Das Herz der Synodalität ist das „Gespräch im Heiligen Geist“ – eine Methode des Zuhörens, bei der jeder aus seinem Gebet und seiner Erfahrung heraus in der ersten Person spricht, bei der niemand unterbricht und bei der die Antwort keine theoretische Debatte ist, sondern gegenseitige Annahme. Zynismus nährt sich aus der Tatsache, dass man dem anderen nicht wirklich zuhört, sondern nur auf seine Antwort wartet, um sie zu widerlegen. Das synodale Zuhören durchbricht diesen Mechanismus: Es lädt dazu ein, sich selbst von dem, was man hört, verwandeln zu lassen.

Ich habe selbst erlebt, wie schwierig es ist, in Umgebungen zu arbeiten, in denen synodale Strukturen noch wenig ausgeprägt sind und in

denen hierarchische Reflexe und eine klerikale Kultur die freie Meinungsäußerung behindern. Doch gerade dort, wo synodale Prozesse mit dieser geistlichen Dynamik und Gesprächen um einen runden Tisch – wie in den römischen Versammlungen – umgesetzt wurden, habe ich erlebt, wie sich Misstrauen in Vertrauen und Geschwisterlichkeit verwandelte, wenn wir uns persönlich und gemeinschaftlich dem Heiligen Geist öffnen.

Die Angst vor Veränderungen ist ein natürlicher menschlicher Reflex. Die Herausforderung liegt darin, sich nicht von ihr leiten zu lassen, sondern das Wagnis einzugehen, sie zu überwinden und sich vom Geist leiten zu lassen, der an den Früchten des Friedens und des Vertrauens zu erkennen ist. Papst Franziskus sprach von der „Fähigkeit, in Vielfalt gemeinsam zu gehen, ohne einander zu verurteilen“ – genau das, was in den meisten aktuellen Konflikten fehlt. Die Synodalität bietet eine Lebenskunst im Umgang mit Unterschieden, eine Schule des Friedens, die dazu einlädt, Spannungen auf fruchtbare Weise anzunehmen, nach Konsens zu streben, wo dies möglich ist, und unsere Meinungsverschiedenheiten gelassen anzuerkennen.

Seit dem Beginn seines Pontifikats verbindet Papst Leo XIV. Synodalität mit Frieden: „Wir wollen eine synodale Kirche sein, eine Kirche, die unterwegs ist, eine Kirche, die stets den Frieden sucht, die stets die Liebe sucht, die sich stets bemüht, insbesondere denen nahe zu sein, die leiden.“ Diese Trilogie drückt aus, dass die Kirche nicht synodal sein kann, ohne Friedensstifterin zu sein – und auch nicht Friedensstifterin eines entwaffneten und entwaffnenden Friedens, ohne sich zuvor durch das Zuhören und den Glauben an einen dreifaltigen Gott, der selbst Einheit in der Verschiedenheit ist, verwandeln zu lassen.

Synodalität lässt sich daher als eine Art „Anleitung zur Entgiftung“ verstehen, die die Kirche der Welt anbietet, indem sie diese zunächst selbst lebt.

Übersetzung Dag Heinrichowski SJ

Sr. Nathalie Becquart xmcj

ist seit 2021 Untersekretärin der Weltbischofssynode und Mitglied im Dikasterium für die Kommunikation. Nach einem Studium an der HEC School of Management in Paris hat die Xavière-Schwester Philosophie und Theologie bei den Jesuiten in Paris und Boston studiert und wissenschaftlich zu synodaler Ekklesiologie gearbeitet. Vor ihrer Tätigkeit in Rom war Sr. Nathalie für die französische Bischofskonferenz im Bereich Jugendpastoral, Evangelisierung und Berufung tätig.

Portrait: © privat; Foto: © Stefan Weigand

Hoffnung wächst in der Begegnung

Das SachsenSofa ist ein Format der Kirchen in Sachsen, um miteinander streiten zu können. Menschen und Positionen können so zueinanderkommen.

An einem Abend in Sachsen stehen Stühle im Halbkreis. Eine Landwirtin berichtet von den Sorgen ihres Betriebes. Ein Bürgermeister spricht über den schwindenden Zusammenhalt im Dorf. Ein junger Mann erklärt, warum viele seiner Freunde längst nicht mehr wählen gehen. Auf dem Podium sitzen Politiker, Wissenschaftler und ein Vertreter der Kirche. Niemand verlässt den Saal mit der einen großen Lösung. Und doch gehen viele mit dem Eindruck nach Hause, dass sich etwas bewegt hat und dass man zusammengekommen ist. Nicht nur im Raum, sondern auch mit den Positionen.

Wir leben in einer Zeit, in der Politik nahezu alles leisten soll. Sie soll Wohlstand sichern, Migration ordnen, Kriege erklären, das Klima retten und gleichzeitig den gesellschaftlichen Zusammenhalt garantieren. Hinter all diesen Erwartungen steht jedoch ein Missverständnis: Der Staat kann Probleme lösen. Hoffnung kann er nicht von allein erzeugen.

Der freiheitliche Staat lebt davon, dass Menschen einander vertrauen. Er kann dieses Vertrauen aber nicht herstellen. Er kann Regeln setzen, Konflikte befrieden und Sicherheit gewährleisten. Was er nicht vermag, ist, Menschen Zuversicht zu schenken oder ihnen einen Grund zu geben, Verantwortung für andere zu übernehmen. Genau hier beginnt die eigentliche Aufgabe der Kirche. Nicht als politische Akteurin. Nicht als moralische Instanz. Sondern als Hoffnungsmacherin.

Das klingt bescheiden. Tatsächlich ist es eine der wichtigsten gesellschaftlichen Aufgaben unserer Zeit. Denn Hoffnung ist keine Vertröstung auf bessere Tage. Hoffnung verändert die Art, wie Menschen handeln. Wer Hoffnung hat, muss den anderen nicht zum Feind erklären. Er kann zuhören, Kompromisse suchen und Verantwortung übernehmen, weil er überzeugt ist, dass Zukunft gestaltbar bleibt. Es geht um weit mehr als politische Bürgerdialoge, es geht um einen Ort, an dem Menschen erfahren, dass ihre Stimme zählt. Gerade dort, wo Arztpraxen schließen, Buslinien ausgedünnt werden und Entscheidungen scheinbar ausschließlich in Dresden oder Berlin getroffen werden, wächst schnell das Gefühl, vergessen worden zu sein. Populisten bieten darauf einfache Antworten. Das SachsenSofa geht den schwierigeren, aber demokratischeren Weg: Es bringt Menschen miteinander ins Gespräch.

Diese Gesprächskultur ist keine Nebensache. Sie ist eine Voraussetzung demokratischer Resilienz. Kirche besitzt dafür besondere Voraussetzungen. Seit Jahrhunderten schafft sie Räume, in denen Menschen mit unterschiedlichen Lebensgeschichten zusammenkommen. Sie kennt Rituale für Trauer und Freude, für Streit und Versöhnung. Und vor allem erinnert sie daran, dass der Mensch mehr ist als seine Meinung oder politische Haltung. Gerade in einer polarisierten Gesellschaft ist das ein unschätzbarer Beitrag.

Die Zukunft der Kirche entscheidet sich deshalb nicht zuerst an der Zahl ihrer Mitglieder. Sondern daran, ob sie Orte schafft, an denen Hoffnung wachsen kann, Menschen sich gegenseitig zuhören, Unterschiede aushalten und wieder lernen, gemeinsam Zukunft zu denken. Auch nach den Wahlen im September.

Thomas Arnold

ist Teil des Leitungsstabs im Sächsischen Innenministerium. Zwischen 2016 und 2024 war er Direktor der katholischen Akademie Dresden-Meißen. In dieser Funktion hat er das Format SachsenSofa initiiert. Der Theologe ist Mitglied im ZdK.

Portrait: © Abraham, CC BY-SA, via Wikimedia Commons

Katharsis – Entgiftung im Theater?

In der Dramentheorie des Aristoteles wird die Tragödie als „eine Darstellung, welche durch Erregung von Mitleid und Furcht die Reinigung dieser Affekte herbeiführt“ definiert (*Poetik*, Kap. 6). Der Begriff der Reinigung, griechisch *Katharsis*, ist dabei aus der Medizin entlehnt, wo er die Ausscheidung von Schadstoffen beschreibt. Das Theater kann oder soll der Seele also nach Aristoteles dabei helfen, durch starke Gefühlsbewegungen „reiner“ zu werden. Später verlagerte sich der Fokus auf den moralischen und pädagogischen Effekt dieses Vorgangs. Gotthold Ephraim Lessing betrachtete die *Katharsis* in der Hamburgischen Dramaturgie als einen Schritt in der sittlichen Erziehung des Publikums.

Wie sieht ein junger Theaterschaffender diese Theorie und ihre Wirkungsgeschichte? Hat das Theater heute noch den Anspruch, „reinigend“, entgiftend zu wirken, oder ist das Schnee von gestern? Wir haben den Schauspieler Christoph Stocker gefragt. Hier seine Antwort:

„Seit Aristoteles hat sich die Theaterlandschaft stark verändert, Erzählstränge sind nicht mehr ausschließlich linear. Wir sind multimedial geworden. Es gibt in einigen Stücken eine bewusste Vermeidung des Höhepunktes oder auch den Trend zum Regietheater, bei welchem das originale Stück großflächig verändert werden kann. Der Anspruch der Reinigung der Seele von Zuseher:innen steht heutzutage nicht mehr im Mittelpunkt. Ich finde, es ist gegenwärtig schwieriger geworden, eine *Katharsis* im Theater zu erleben, da sich bei der Art und Weise der Inszenierungen der Fokus verändert hat. Zum Beispiel bemerke ich immer mehr, dass die Inszenierung und Stilisierung der Stücke oft im Vordergrund stehen und dadurch viel von den tiefen zwischenmenschlichen Beziehungen zwischen den Rollen verloren geht. Das macht es natürlich für Zuseher:innen schwieriger, auf tiefer emotionaler Ebene mit den Rollen mitzuleben, mitzuleiden und im Endeffekt eine seelische Reinigung zu erfahren. Interessanterweise kann man eine kathartische Erfahrung heutzutage leichter im Film erleben. Aufgrund der Möglichkeiten der Kamera können Beziehungen, Emotionen und innere Konflikte der Figuren besonders intensiv dargestellt werden. Wenn ein Theaterstück jedoch eine *Katharsis* auslöst, empfinde ich dies als ein außergewöhnlich starkes Erlebnis. Oft verlasse ich dann das Theater mit dem Gefühl innerer Reinigung und werde zur persönlichen Reflexion angeregt. In diesem Sinne kann Theater Menschen dabei helfen, belastende Erfahrungen zu verarbeiten und neue Perspektiven für ihr eigenes Leben zu gewinnen. Es gibt viele wertvolle Formen des Theaters. Das Theater, das eine *Katharsis* hervorruft, betrachte ich jedoch als die höchste Kunstform, weil sie zugleich die anspruchsvollste ist. Sie verlangt nicht nur unterhaltsame und ästhetische Meisterschaft, sondern auch die Fähigkeit, das Publikum tief und vor allem wahrhaftig emotional zu berühren.“

Einleitung und Frage: P. Manfred Grimm SJ

Portrait: © Nadine Poncioni

Christoph Stocker

hat nach seiner Zeit bei den Wiener Sängerknaben und der Matura unter anderem in New York und Los Angeles Schauspiel studiert. Man kann ihn im Film, Fernsehen und auf Musicalbühnen sehen.

Geistlicher Impuls

Detox – die Weisheit Jesu, der Bibel

Ein kurzes, frei erfundenes Interview mit Jesus, aber auf biblischer Grundlage.

Jesus, Du bist sehr gesellig! Anders als Dein Cousin Johannes der Täufer. Im Unterschied zu ihm trifft man Dich auf Hochzeiten (Joh 2,1–12). Du bist bei Spitzenverdienern (Lk 19,1–10) ebenso wie beim religiösen Establishment (Lk 7,36–50) zu Gast.
Ja, als Gottes Botschafter möchte ich alle erreichen.

Fasten, wieder anders als bei Deinem Cousin, scheint nicht so Dein Ding. Deine Jünger, die es Dir gleichtun, wurden neulich dafür kritisiert und Du hast sie verteidigt (Mk 2,18–20).
Da berufe ich mich auf die religiöse Weisheit meines Volkes: Alles hat seine Zeit! Sie werden auch fasten (Koh 3,1ff.)! Die meisten sind ohnehin viel zu sehr damit beschäftigt, ob es rein oder gesund ist, was sie sich einverleiben. Mir wäre es lieber, sie würden mehr darauf achten, was sie so alles von sich geben!

Wie meinst Du das?
Na, all das Ungute, die Bosheit, die in der Welt kursiert, kommt ja von innen (Mk 7,14–23). Das, was anderen das Herz oft schwer macht, auf dem Magen liegt, haben nicht selten andere bewusst „ausgespuckt"!

P. Bernhard Heindl SJ
arbeitet in der Jesuitenkirche St. Michael in München, in der Glaubensorientierung und begleitet Exerzitienkurse.

Detox, die Befreiung des Körpers von Schadstoffen, nach Jesus:

Das Herz reinigen, sich innerlich entgiften. Religiös entschlacken, mein Inneres von schädlichen Rückständen befreien. Weitere Weisheit der Bibel dazugenommen, empfiehlt sich eine Zwei-Phasen-Kur. Die Bibel konzentriert sich neben dem Herzen auf die Zunge als zweites Organ für Detox-Anliegen: „So ist auch die Zunge nur ein kleines Körperglied […]. Die Zunge ist es, die den ganzen Menschen verdirbt und das Rad des Lebens in Brand setzt" (Jak 3,5.6). Seine Zunge zu hüten, wäre die erste Phase, wenn man für die Herzensreinigung, für Phase 2, noch Zeit braucht.

Detox nach Jesus und der Bibel:

Öfter bewusst schweigen, das Schweigen suchen, damit das Herz zur Ruhe finden kann. Ein Herz, das zur Ruhe gefunden hat, kann man dann getrost auf der Zunge tragen. Eine Zwei-Phasen-Kur, damit andere weniger Schadstoffe verdauen, entschlacken müssen.

Biblisches Detox-Rezept in aller Kürze:

„Erschaffe mir, Gott, ein reines Herz, und einen festen Geist erneuere in meinem Innern!" (Ps 51,12) – „Herr, stelle eine Wache vor meinen Mund, behüte das Tor meiner Lippen! Neige mein Herz nicht zum bösen Wort." (Ps 143,3.4)

Risiken und Nebenwirkungen: Eine friedlichere Welt!

Portrait: © Stefan König; Foto: © Stefan Weigand

Was macht eigentlich ...?

P. Sebastian Maly SJ

P. Sebastian Maly SJ will Mensch für andere und mit anderen sein

Wer die Räume von „Stille in Wien“ im 3. Stock des Kardinal König Hauses betritt, den trifft erst einmal ein gütiger Blick. Vom Ende des Ganges schaut eine große Jesus-Ikone auf jede:n, der bzw. die durch die Tür hereinkommt.

Unter diesem Blick zu leben und zu arbeiten, empfinde ich als großes Geschenk. Seit Dezember 2025 leite ich den Bereich Spiritualität und Exerzitien im Kardinal König Haus am südwestlichen Stadtrand von Wien, im XIII. Bezirk. Wir sind (ab Oktober 2026) ein Dreier-Team aus drei verschiedenen ignatianischen Ordensgemeinschaften, die gemeinsam mit vielen anderen Begleiter:innen und dem Team des Kardinal König Hauses „Stille in Wien“ möglich machen. Neben dem Angebot, sich für einige Tage in Stille bei uns zurückzuziehen, bieten wir ein reiches Programm an verschiedenen Exerzitienkursen, kürzeren Veranstaltungen zur geistlichen Vertiefung, Fortbildungen und Lehrgängen sowie geistliche Begleitung an.

Schon vor meinem Eintritt hat mich dieses Herzstück jesuitischer und ignatianischer Identität fasziniert: „den Seelen“ zu helfen. Besonders begeistert hat mich, dass für Ignatius von Loyola, den Gründer der Jesuiten, wichtig war, dass nicht nur alle Jesuiten, sondern möglichst viele Menschen die Erfahrung geistlicher Übungen, der Exerzitien, machen.

Blickfang: die große Jesus-Ikone

In Gebet und Meditation die verwandelnde Kraft der Gegenwart Gottes im eigenen Leben zu entdecken und Gott immer mehr in allen Dingen zu suchen und zu finden, hat mein und das Leben vieler Menschen verändert. Ohne diese Erfahrung wäre ich vermutlich nicht Jesuit geworden. In einer Krisenzeit meines Lebens vor meinem Eintritt ist mir aufgegangen, was Vertrauen bedeutet: „Wer sein Leben retten will, der wird es verlieren; wer aber sein Leben verliert um meinetwillen, der wird es retten.“ (Mt 16,25) In diesem Vertrauen bin ich zu den Jesuiten gegangen – und immer noch gerne dabei!

An einen Satz aus meiner Zeit als Schulseelsorger am Canisius-Kolleg in Berlin denke ich im Moment sehr häufig zurück: „Jesuiten lernen am meisten, wenn sie lehren.“ Damit ist weniger Frontalunterricht gemeint als all das, was in der Interaktion mit jungen Menschen geschieht: zuhören, aufmerksam sein, sich vom Gegenüber überraschen lassen, mit Fehlern anderer und insbesondere mit eigenen Fehlern gut umgehen. Als Jesuit bin ich nicht nur ein Mensch „für andere“, sondern auch „mit anderen“, wie es Peter-Hans Kolvenbach SJ einmal ausgedrückt hat.

Ähnliches würde ich mit Blick auf meine Aufgabe jetzt sagen: Ich erfahre Begleitung, indem ich andere begleite. Nicht ich als Begleiter führe mein Gegenüber, sondern, wie Ignatius es formuliert, die bzw. der Begleiter:in soll ermöglichen, dass die „Seele“, das Gegenüber, mit seinem oder ihrem Schöpfer gut interagieren kann. Diese Art der Beziehung lässt mich immer wieder staunen, was und wie Gott im Gegenüber wirkt.

P. Sebastian Maly SJ

Fotos: © privat

Nachrichten aus der Provinz

Europa in der Pflicht: Jesuiten unterstützen Klima-Appell

Mehr als 170 christliche Organisationen fordern ein konsequentes Umdenken in der europäischen Klimapolitik. Sie haben gemeinsam den Appell „Europe, Be Faithful for Our Common Home“ gestartet.

Europa war der erste Kontinent, der in der Industrialisierung auf Kohle setzte. Seitdem treiben fossile Brennstoffe die europäische Wirtschaft maßgeblich an. „Deswegen hat Europa die historische Pflicht und Chance, den Übergang in ein neues Zeitalter jenseits fossiler Brennstoffe anzuführen.“ So fordern es über 170 christliche Organisationen aus ganz Europa. Koordiniert vom Laudato Si’ Movement Europe richten sie sich mit dem gemeinsamen Appell an die politische Führungsspitze der EU. Unterstützt wird der Appell auch von der Zentraleuropäischen Provinz der Jesuiten, dem Ukama-Zentrum für sozial-ökologische Transformation der Jesuiten in Nürnberg, dem Jesuiten-Flüchtlingsdienst JRS und weiteren jesuitischen Einrichtungen und Provinzen Europas.

Europe Be Faithful
FOR OUR COMMON HOME

„Wir fordern gerechtes Klimahandeln, das jetzt die Schwächsten schützt und die Rechte zukünftiger Generationen sichert, einschließlich des Ausstiegs aus fossilen Brennstoffen“, heißt es in dem Aufruf. „Wir äußern unsere tiefe Besorgnis darüber, dass die EU derzeit ihre eigene Gesetzgebung abbaut und ihrer Rolle als globale Klimavorreiterin den Rücken kehrt.“

Die Unterzeichner fordern einen gerechten und raschen Übergang zu einer auf erneuerbaren Energien basierenden Kreislaufwirtschaft. Die EU müsse eine Strategie entwickeln, um die Abhängigkeit von fossilen Brennstoffen zu beenden und Kohle bis 2030, Gas bis 2035 und Öl bis 2040 auslaufen zu lassen. Zudem sollen die Subventionen für fossile Brennstoffe gestoppt und die Investitionen in Energieeffizienz, Elektrifizierung und erneuerbare Energien massiv ausgeweitet werden.

laudatosimovement.org/eubefaithful

„Gesegnete Mahlzeit!“: Wie Essen Schule macht

Mit der neuen Aktion „Gesegnete Mahlzeit!“ lädt jesuiten*weltweit* Restaurants, Kantinen, Hotels, Bäckereien, Metzgereien und andere Gastrobetriebe dazu ein, beim Essen über den Tellerrand hinauszuschauen und mit einer Spende Kindern in Vietnam und Syrien eine warme Mahlzeit zu ermöglichen.

Zu den ersten Partnern der Aktion gehört das katholische Bildungszentrum Caritas-Pirckheimer-Haus (CPH) in Nürnberg. Hier werden Gäste über Tischaufsteller auf die Aktion aufmerksam gemacht. Per QR-Code können sie direkt spenden. In Vietnam unterstützt „Gesegnete Mahlzeit!“ das Projekt TADIHOC, das Kindern und Jugendlichen aus armen Familien Bildungschancen eröffnet. Gemeinsame Mahlzeiten sind fester Bestandteil des Programms. In Syrien fördern Partnerinnen und Partner von jesuiten*weltweit* benachteiligte Kinder durch Mahlzeiten, Bildungsangebote und sichere Orte zum Lernen und Spielen.

v.l. P. Christian Braunigger SJ mit Direktor Siegfried Grillmeyer und dem Küchenteam des CPH in Nürnberg

„Ein warmes Essen ist für viele Kinder der erste Schritt zurück in Kraft, Konzentration und Hoffnung“, sagt P. Christian Braunigger SJ von jesuiten*weltweit*. „Mit ‚Gesegnete Mahlzeit!‘ zeigen unsere Partner: Weltweite Solidarität beginnt nicht weit weg, sondern mitten im Alltag, dort, wo Menschen miteinander essen.“

jesuiten*weltweit* lädt Betriebe und Einrichtungen zum Mitmachen ein.

www.jesuitenweltweit.de/gesegnetemahlzeit

Wirken und Werte: Jesuiten im Gemeinwohl-Check

Die Jesuiten in Österreich überprüfen ihre Einrichtungen und Arbeit auf den Beitrag zum Gemeinwohl. Im Mittelpunkt steht dabei der Ansatz eines „Wirtschaftens mit Werten“.

„Die Gemeinwohlbilanzierung soll einerseits eine Standortbestimmung ermöglichen und sichtbar machen, wo die Einrichtungen der Jesuiten im Blick auf soziale, ökologische und gemeinwohlorientierte Kriterien stehen“, erklärt Martin Tanzer, Geschäftsführer der österreichischen Jesuitenregion. „Andererseits soll sie helfen, Entscheidungsprozesse stärker an sozial-ökologischen Kriterien auszurichten und die Verantwortung des Ordens als gesellschaftlicher Akteur deutlicher sichtbar zu machen.“ Eine wichtige Rolle spielt dabei auch die Verbindung mit der Katholischen Soziallehre, die durch die Zusammenarbeit mit der Katholischen Sozialakademie Österreichs (ksoe) in den theoretischen Teil des Prozesses eingebracht werden soll.

Nach dem theoretischen Teil ist für diesen Herbst der Kick-off für den Praxisteil geplant. Von November bis April sollen anschließend fünf Workshops stattfinden, in denen die einzelnen Themenfelder der Gemeinwohlmatrix bearbeitet werden. Diese Matrix beruht auf den universellen Werten der Menschenwürde, der Solidarität, der sozialen Gerechtigkeit, der Nachhaltigkeit, der Mitbestimmung und der Transparenz. Der inhaltliche Abschluss ist für Mai 2027 vorgesehen.

Geschäftsführer Martin Tanzer (li.) mit seiner Stellvertreterin Katrin Morales und Sebastian Thieme von der Katholischen Sozialakademie

Fotos: links: © AdobeStock/lumyaisweet; SJ-Collage: rechts oben: © jesuitenweltweit; rechts unten: © SJ-Bild

Das Newman-Institut: Kreative Minderheit im säkularen Schweden

Das Newman-Institut in der schwedischen Stadt Uppsala nördlich von Stockholm feiert in diesem Herbst sein 25-jähriges Bestehen. Es ist damit eine der jüngsten Jesuitenhochschulen Europas. Als einzige katholische Hochschule in den nordischen Ländern erhielt das Newman-Institut im Jahr 2010 von der schwedischen Regierung die staatliche Anerkennung. Heute bietet die Hochschule Bachelor- und Masterstudiengänge in Theologie, Philosophie und Kulturwissenschaft an. Mit seinem einzigartigen Kursangebot spricht es ein breites Spektrum an Studierenden in einem Land an, in dem die katholische Kirche eine kleine Minderheit ist und ein Großteil der Studierenden nicht der katholischen Kirche angehören. *„Small is beautiful“*, sagt Rektor P. Philip Geister SJ, „und als kreative Minderheit in der säkularen, aber intellektuell aufgeschlossenen schwedischen Gesellschaft können die Mitarbeitenden und Studierenden des Newman-Instituts

Klein aber fein: Jesuitenhochschule in Schweden

wesentliche und originelle Beiträge zur öffentlichen Debatte leisten“. Nachdem die Jesuiten jahrhundertelang in Schweden verboten waren, kehrten sie erst Mitte des 19. Jahrhunderts zurück. Bereits 1920 gründeten sie eine Kulturzeitschrift, die heute den Namen „Signum“ trägt und deren Mitarbeitende den Weg für die Gründung des Newman-Instituts im Jahr 2001 bahnten.

www.newman.se

Abschied, Übergang, Aufbruch: Bildungserfolge des Schuljahres 2025/26

Abschied nehmen, Übergänge gestalten und Aufbrüche begleiten – diese Elemente einer tragenden Schulkultur werden am Ende eines Schuljahres in besonderer Weise sichtbar. In den elf Gymnasien des Netzwerks ignatianischer Pädagogik erhielten in diesem Jahr 770 junge Menschen ihr Abitur. Sie sind mit der Abschlussfeier zugleich ermutigt worden, ihren weiteren Weg bewusst zu gestalten und im Leben Verantwortung für sich und andere zu übernehmen.

In Wien wurde zudem Irene Pichler nach neun Jahren als Leiterin des Gymnasiums Kalksburg in den Ruhestand verabschiedet. „Ihr Wirken steht exemplarisch für eine Leitung, die im Geist der ignatianischen Pädagogik die Entwicklung der Schülerinnen und Schüler ermöglicht“, sagt Gabriele Hüdepohl, Delegatin für Schulen im Jesuitenorden.

Ein besonders eindrucksvolles Beispiel für gelingende Bildungsübergänge bietet das Canisius-Kolleg Berlin. In diesem Jahr erwarben dort 37 Schülerinnen und Schüler der Integrierten Sekundarschule Pedro Arrupe ihren Schulabschluss. „Bemerkenswert ist, dass all diese jungen Menschen Flucht- oder Migrationserfahrungen mitbringen und sprachliche, gesellschaftliche und persönliche Herausforderungen bewältigen mussten“, erklärt Gabriele Hüdepohl. Von den Jugendlichen, die vor drei Jahren in die gymnasiale Oberstufe wechselten, haben elf von zwölf erfolgreich das Abitur bestanden. Auch die 25 Schüler der Jahrgangsstufe 10 haben ausnahmslos einen Abschluss erreicht.

Verabschiedung: Irene Pichler (3. v. r.) mit Gabriele Hüdepohl (3. v. l.) und P. Reinhold Ettel SJ (Mitte)

Fotos: © SJ-Bild

Personalnachrichten

P. Gerald Baumgartner SJ hat sein Studium mit dem Erwerb des *Magister theologiae* in Innsbruck abgeschlossen und ist seit September Gemeindepriester im Zentrum „Deir Mukhallis“ (Erlöserkirche) in Homs, Syrien. Zudem leitet er die jesuitische Jugendpastoral. Pater Baumgartner bleibt zugleich Koordinator von Jesuit Worldwide Learning (JWL, mehr auf S. 32) für Syrien.

P. Bernhard Bürgler SJ ist seit Juli Berater des Generaloberen P. Arturo Sosa SJ und Regionalassistent für Zentral- und Osteuropa in der Generalkurie der Jesuiten in Rom. Er folgt in beiden Funktionen auf den polnischen Jesuiten P. Tomasz Kot SJ.

P. Martin Föhn SJ ist zurück aus dem Tertiat in den USA und arbeitet in der katholischen Hochschulgemeinde aki in Zürich, deren Leitung er Anfang November übernimmt. Er engagiert sich in der Berufungspastoral und wirkt im Team des Podcasts *einfach beten!* mit.

P. Joachim Gimbler SJ arbeitet seit diesem Sommer im Haus HohenEichen in der Exerzitienbegleitung und ist als Priesterseelsorger im Bistum Dresden-Meißen tätig.

P. Marco Hubrig SJ beginnt im Januar 2027 sein Tertiat, die letzte Ausbildungsphase als Jesuit, in Nairobi, Kenia. Er wird das Amt des Internatsleiters in St. Blasien ab September 2026 Schritt für Schritt an **P. Felix Schaich SJ** übergeben. Pater Hubrig bleibt auch für die Zeit des Tertiats Delegat für Junge Menschen und Berufung im Jesuitenorden.

P. Moritz Kuhlmann SJ übernimmt ab Oktober für zunächst zwei Semester an der Hochschule für Philosophie in München Aufgaben in der Lehre. Zugleich bringt er sein Promotionsverfahren an der Renmin-Universität in Peking zum Abschluss.

P. Martin Maier SJ ist von der Deutschen Bischofskonferenz für eine zweite Amtszeit zum Hauptgeschäftsführer des Lateinamerika-Hilfswerks Adveniat gewählt worden. Ebenso wurde er für eine zweite Amtszeit als Sprecher der katholischen Hilfswerke bestätigt.

P. Jörg Nies SJ unterrichtet seit September für zwei Semester an der Päpstlichen Universität Gregoriana in Rom und arbeitet an seinem Habilitationsprojekt.

P. Johannes Stoffers SJ wurde von Pater General Arturo Sosa SJ mit Wirkung vom 1. September für drei Jahre zum Dekan der Philosophischen Fakultät der Universität Gregoriana in Rom ernannt.

P. Heinrich Watzka SJ unterrichtet für weitere zwei Jahre Philosophie an der Arrupe Jesuit University in Harare, Zimbabwe. Zusätzlich wurde er zum „Pro Vice Chancellor Administration and Finance“ ernannt.

Br. Matthias Rugel SJ hat am 11. Juli seine Letzten Gelübde im Rahmen einer Eucharistiefeier in der Kapelle des Heinrich Pesch Hauses (HPH) in Ludwigshafen abgelegt.

Zusammengestellt von Klaus Voßmeyer.
Redaktionsschluss 08.07.2026

Fotos: © Jesuiten-Bildarchiv; © A. Konrad

Jubilare

2. Oktober
P. Bernd Franke SJ
P. Walter Happel SJ
P. Karl Kern SJ
P. Peter Linster SJ
P. Josef Singer SJ
50. Priesterjubiläum

P. Pierre Emonet SJ
50. Ordensjubiläum

10. Oktober
P. Johannes Gesthuisen SJ
P. Michael Schneider SJ
50. Priesterjubiläum

13. Oktober
Br. Ivo Matošević SJ
90. Geburtstag

27. Oktober
P. Josef Schmidt SJ
60. Ordensjubiläum

29. Oktober
P. Hieronymus Messmer SJ
70. Geburtstag

30. Oktober
P. Hans-Otto Husmann SJ
90. Geburtstag

21. November
P. Stasys Kazénas SJ
70. Geburtstag

25. November
P. Hans Langendörfer SJ
75. Geburtstag

P. Bernhard Scherer SJ
75. Ordensjubiläum

3. Dezember
Br. Günter Gattung SJ
70. Ordensjubiläum

26. Dezember
P. Stefan Dartmann SJ
70. Geburtstag

27. Dezember
P. Vitus Sedlmair SJ
70. Geburtstag

Br. Alois Stofner SJ
70. Ordensjubiläum

30. Dezember
P. Theo Schneider SJ
80. Geburtstag

Verstorbene

P. Georg Kappeler SJ
* 14.04.1937
† 08.04.2026

Pater Kappeler war viele Jahre Internatsleiter im Kolleg St. Blasien, wurde Schulseelsorger im Katholischen Familienwerk in Pullach und kehrte später als Dompfarrer nach St. Blasien zurück.

P. Bernhard Kieser SJ
* 28.09.1938
† 06.06.2026

Pater Kieser lehrte sein ganzes Leben lang Moraltheologie an der Sanata Dharma University in Yogyakarta, Indonesien. Zudem leitete er die Bibliothek und war darüber hinaus seelsorglich tätig.

Spaziergänge für Augen und Seele

Stefan Weigand, langjähriger Bildredakteur des Jesuiten-Magazins, und Johanna Beck führen uns in ihrem neuen Buch *Gottes erstaunliche Häuser* zu 33 sehr unterschiedlichen Gotteshäusern, die unsere Sinne öffnen können.

Ein Buch, das Augen öffnet

Kirchen- und Architekturführer gibt es viele. Bücher, die einem erklären, was „man" gesehen haben muss, die Künstler und Sehenswürdigkeiten aufzählen und erklären, aus welcher Stilepoche welches Tympanon ist. Dieses Buch dagegen macht mir einfach Lust, mich auf den Weg zu machen. Ich fühle mich sehr persönlich an die Hand genommen, um Orte, die sonst eher nicht in Reiseführern stehen, selbst zu entdecken. Es ist ein Buch, das die Augen öffnet. Denn Johanna Beck und Stefan Weigand haben den Mut, nicht nur Orte, sondern sich selbst zu zeigen. Das spricht mich als Leser dann manchmal direkt im Herzen an. Und es ist seltener als ein stiller Moment im Kölner Dom.

33 außergewöhnliche Orte des Glaubens versammelt das Buch: moderne Kirchen mit kühner Architektur und alte Kapellen, die aus anderem Blickwinkel neu entdeckt werden. Mit dabei auch die Kirchen Sankt Ignatius in Frankfurt und Maria Regina Martyrum in Berlin, an denen Jesuiten wirken. Was beide Autoren dabei auszeichnet, ist die Bereitschaft zur Nahaufnahme – und zwar nicht nur im Blick auf die Bauwerke, sondern auch, wenn sie sich selbst zeigen. Wenn z. B. Johanna Beck vor Werken ihres Urgroßvaters Augustin Kolb steht, eines Malers der Beuroner Schule, und darin vertraute Familienzüge wiedererkennt, dann ist das keine fromme Anekdote, sondern echter Erkenntnismoment. Ein Buch für den Weg, für die Neugier, für die Seele, die zwischendurch einfach mal Heimat sucht.

P. Tobias Zimmermann SJ

Stefan Weigand
Johanna Beck

Gottes erstaunliche Häuser

33 Kirchen, die man gesehen haben muss, um den Glauben neu zu entdecken

Kösel-Verlag, 176 Seiten
ISBN 978-3-466-37346-8

Vom Traum zur Wirklichkeit: Hochschulbildung am Rand der Gesellschaft

Seit zehn Jahren ermöglicht Jesuit Worldwide Learning (JWL) benachteiligten Menschen den Zugang zu Hochschulbildung, damit sie ihr Leben und ihre Gemeinschaften verändern können.

„Mein Leben wurde durch Vertreibung geprägt und durch die verwandelnde Kraft der Bildung. Ich hatte Träume und Ziele. Aber die Wege, sie zu verwirklichen, waren oft sehr begrenzt“, sagt Desire, Absolvent von JWL im Flüchtlingslager Dzaleka in Malawi.

Seine Geschichte steht für viele. Hochschulbildung für Vertriebene und Ausgegrenzte ist kein unerreichbarer Traum, sondern bereits Wirklichkeit.

Seit zehn Jahren eröffnet Jesuit Worldwide Learning jungen Menschen an den Rändern der Gesellschaft Zugang zu hochwertiger Bildung. Das Werk der Jesuiten der Zentraleuropäischen Provinz arbeitet dafür eng mit jesuitischen Universitäten und lokalen Partnerorganisationen zusammen und setzt gezielt auf digitale Lernformen. Im Fokus stehen Menschen, deren Zugang zu Bildung besonders eingeschränkt ist: gewaltsam Vertriebene, indigene Gemeinschaften sowie Frauen und Menschen mit Behinderungen.

Desire erinnert sich: „Ich wusste, dass Bildung für meine Zukunft entscheidend sein würde. Sie konnte mir Türen öffnen. Aber viele Hochschulangebote schienen unerreichbar.“ Das Diplom in Liberal Studies, das er mit JWL in einem Fernstudium an der Regis University in den USA absolvierte, wurde zum Anfang eines Bildungswegs, den er selbst kaum für möglich gehalten hätte. Es folgten ein Bachelor- und ein Masterabschluss in Entwicklungszusammenarbeit an der Regis University und der Southern New Hampshire University.

Bei JWL ist Bildung nicht nur Wissenserwerb. Sie stärkt junge Menschen darin, kritisch zu denken, empathisch zu handeln und kreative Lösungen für ihre Gemeinschaften zu entwickeln. „Ich wollte mehr als nur einen Abschluss“, sagt Desire. „Ich wollte eine Ausbildung, die mir hilft, die Welt zu verstehen und einen sinnvollen Beitrag für meine Gemeinschaft zu leisten.“

Heute promoviert Desire an der Universität Nairobi im Bereich Pädagogik und begleitet als akademischer Leiter von JWL in Dzaleka Studierende: „Ich habe gesehen, wie Studierende mit großer Unsicherheit über ihre Zukunft zu

Fotos: © JWL

Der Studienabschluss ist in allen JWL-Lernzentren ein Grund zur Freude – so auch im Flüchtlingslager Dzaleka.

uns kamen und später zu Fachkräften, Pädagoginnen, Unternehmern und Führungspersonen wurden. Diese Geschichten erinnern mich daran, dass Bildung eine der wirkungsvollsten Investitionen ist, die wir tätigen können."

Die Angebote reichen von Englischkursen bis zu vollständigen Studienprogrammen mit anerkanntem Abschluss, etwa in Pädagogik, Friedensforschung und nachhaltiger Entwicklung. Eine Studie von *Cambridge University Press & Assessment* vom Juni 2026 zeigt, wie das Englisch-Programm von JWL den Vertriebenen im Irak und in Kenia hilft, ihr Leben wieder aufzubauen, und ihnen einen besseren Zugang zu Bildung ermöglicht – insbesondere Frauen und Mädchen.

„Desire dachte – wie viele andere marginalisierte junge Menschen –, dass Hochschulbildung für ihn nur ein Traum bleiben würde", sagt Jesuit Peter Balleis, der JWL seit zehn Jahren in Genf leitet. „Dank Jesuit Worldwide Learning wurde dieser Traum Wirklichkeit." Pater Balleis verweist auf die erfolgreiche Zusammenarbeit mit zahlreichen Partnern, von Universitäten bis hin zu lokalen Projektorganisationen. „Das bisher Erreichte motiviert uns, bestehende Partnerschaften zu stärken und neue aufzubauen. In den kommenden Jahren wollen wir weltweit noch mehr junge Menschen wie Desire unterstützen – junge Menschen, die ihre Träume verwirklichen und durch Hochschulbildung sich selbst und ihre Gemeinschaften verändern wollen und können."

Desire (r.) im Austausch mit Studierenden

Jesuit Worldwide Learning
Higher Education at the Margins

- 50.000 Studierende
- 56 % Studentinnen
- 67 % Abschlussquote
- 50 Länder
- 170 Lernzentren in benachteiligten Gemeinden
- 15 Partneruniversitäten für 13 Zertifikatsprogramme mit anrechenbaren Leistungspunkten, 2 Abschlusszertifikate und 2 Bachelor-Studiengänge
- 15 Jesuitenprovinzen und andere gleichgesinnte Organisationen als Partner vor Ort

Jubiläum Jesuit Worldwide Learning – von Genf aus weltweit engagiert

Seit zehn Jahren ist Jesuit Worldwide Learning (JWL) in Genf präsent. Hier wirken internationale humanitäre Organisationen, UNO-Institutionen und Netzwerke eng zusammen. Am 27. September 2016 nahm JWL seine Tätigkeit auf – am Gedenktag der Bestätigung der Gesellschaft Jesu durch Papst Paul III. im Jahr 1540.

Dass JWL in Genf ansässig ist, ist kein Zufall. Die Stadt ist ein zentraler Ort internationaler Bildungs-, Menschenrechts- und Flüchtlingsarbeit. Hier befinden sich Partnerorganisationen wie das Internationale Bildungsbüro der UNESCO, das Flüchtlingshilfswerk der Vereinten Nationen UNHCR sowie der Jesuit Refugee Service (JRS) mit seiner Advocacy-Arbeit.

Für JWL ist Genf deshalb mehr als ein Sitz: Genf ist ein Ort der Vernetzung, der Nähe zu internationalen Entscheidungsprozessen und der Zusammenarbeit mit humanitären Organisationen. Bildung für marginalisierte Menschen ist nicht nur eine pädagogische Aufgabe. Es geht um Menschenwürde und gerechte Teilhabe an Zukunft ermöglichender Bildung.

Ein Beispiel dafür sind aktuelle Gespräche mit dem UNHCR zur Kampagne „15by30“. Sie verfolgt das Ziel, dass bis 2030 statt aktuell 7 mindestens 15 Prozent der jungen Geflüchteten Zugang zu Hochschulbildung und beruflicher Qualifizierung erhalten. Zugleich zeigt sich: Bildungsarbeit braucht in politisch schwierigen Kontexten oft Diskretion. So nahm JWL im Juni an einem hochrangigen Treffen zur Frauenbildung in Ländern teil, wo solche Angebote nur mit grosser Vorsicht möglich sind.

Die internationale Zusammenarbeit gehört wesentlich zum Selbstverständnis von JWL. Wie das konkret aussieht, war Ende Juni in

Lernende des GEL (Global English Learning Program) Learning Center in Kakuma, Kenia

Genf zu sehen: An der Generalversammlung des Vereins am 25. und 26. Juni 2026 berieten Vertreterinnen und Vertreter jesuitischer Universitäten, kirchlicher Netzwerke und internationaler Partnerorganisationen, wie Hochschulbildung für Menschen an den Rändern gestärkt werden kann.

Mit dabei waren unter anderem P. Joseph Christie SJ von der Kurie der Jesuiten, P. Philip Geister SJ vom Kircher Network, Frau Kelly Otter von der Georgetown University sowie P. Vicente Durán Casas SJ von der Javeriana Universität in Cali, Kolumbien.

Im Zentrum stand die Frage nach konkreten nächsten Schritten: Wie können Universitäten, jesuitische Netzwerke und internationale Organisationen ihre Zusammenarbeit vertiefen, damit mehr junge Menschen in fragilen Kontexten Zugang zu höherer Bildung erhalten? Auch die Zentraleuropäische Provinz der Jesuiten war durch Frau Manuela Balett, P. Martin Löwenstein SJ und P. Klaus Väthröder SJ vertreten.

In diesem Herbst macht JWL seine Arbeit auch in der Schweiz öffentlich sichtbar. Zum zehnjährigen Bestehen in der Schweiz sind verschiedene Veranstaltungen geplant: Sonntag, 27. September, um 11.00 Uhr Gottesdienst in der Kirche St. Boniface in Genf; Sonntag, 4. Oktober, Gottesdienst um 17.00 Uhr in der Jesuitenkirche Luzern, wo P. Richard D'Souza SJ, Direktor der Vatikanischen Sternwarte, predigen wird. Am Donnerstag, 8. Oktober, findet um 18.30 Uhr in der Paulus Akademie Zürich eine Podiumsdiskussion zu zehn Jahren Friedensbildung im Nordirak statt. Am Sonntag, 11. Oktober, findet um 11.00 Uhr im Studentenhaus Basel ein Treffen mit P. Peter Balleis SJ statt.

Zehn Jahre JWL bedeuten zehn Jahre Einsatz für Bildung an den Rändern unserer Welt. Was in Genf vernetzt, beraten und weiterentwickelt wird, wirkt in Flüchtlingslagern, Konfliktregionen und marginalisierten Gemeinschaften. Dort eröffnet JWL jungen Menschen Lernräume – und damit Perspektiven für ein Leben in Würde und Verantwortung.

P. Toni Kurmann SJ

von 2004 bis 2023 Leiter des Hilfswerks jesuiten*weltweit* und seit 2026 bei Jesuit Worldwide Learning engagiert.

Fotos: © P. Toni Kurmann SJ

Die besondere Bitte

Sprache eröffnet Zukunft

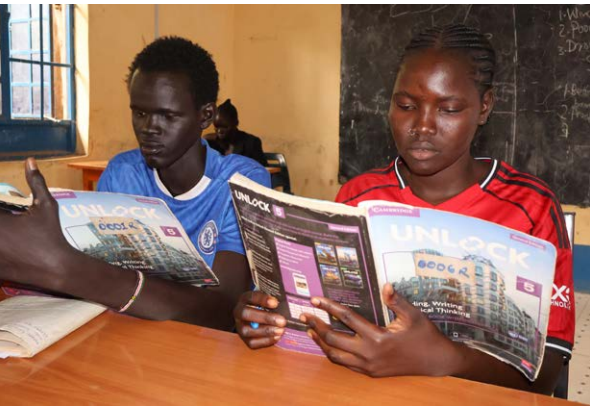
Wie das *Global English Language Programme* von JWL im Irak und in Kenia Menschen beim Neubeginn unterstützt

Englischkenntnisse sind für viele junge Menschen eine wichtige Voraussetzung, um Zugang zu internationalen Bildungsangeboten und akademischen Kursen zu erhalten. Besonders in Krisen- und Notsituationen kann Sprache Türen öffnen: zu weiterführender Bildung, zu mehr Selbstvertrauen und zu neuen Zukunftsaussichten.

Jesuit Worldwide Learning (JWL) ermöglicht marginalisierten und geflüchteten jungen Menschen weltweit solche Lernwege. Das *Global English Language Programme (GEL)* richtet sich an Lernende in herausfordernden Lebenssituationen – etwa in Flüchtlingslagern oder in von Konflikten betroffenen Gemeinschaften. Dort sind Ausbildungswege oft unterbrochen und die Ressourcen knapp.

Das Programm hat bereits mehr als 32'000 Lernende in rund 100 Lernzentren in 30 Ländern erreicht. Cambridge, ein weltweit anerkannter Anbieter von Englisch-Zertifikaten, unterstützt JWL mit Lernmaterialien und hat bisher mehr als 30'000 Cambridge-Englisch-Tests zur Verfügung gestellt.

Studierende von JWL



Eine aktuelle Wirkungsstudie von *Cambridge University Press & Assessment* und JWL untersuchte die Erfahrungen von Lernenden und Lehrpersonen im GEL in Kakuma, Kenia und Sinjar, Nordirak. Diese zeigt: Englischunterricht ist in solchen Kontexten weit mehr als Spracherwerb. Er hilft jungen Menschen, sich mit einer Lern- und Studierkultur vertraut zu machen, stärkt ihre Kommunikationsfähigkeit und motiviert sie, nächste Bildungsschritte zu wagen. Gerade Frauen fragen vermehrt nach freien Plätzen in den Englischkursen. Für sie geht die Überwindung der Sprachbarriere meist einher mit der Überwindung von strukturellen Schranken auf ihrem Weg zu einem Studium.

Mit Ihrer Hilfe möchte JWL 700 junge Frauen in das Englisch-Lernprogramm aufnehmen. Innerhalb von zwei Jahren werden sie befähigt, den Cambridge-Sprachtest zu bestehen und anschliessend in akademischen Kursen weiterzustudieren. Mit einem Stipendium von CHF 100 ermöglichen Sie einer jungen Frau diesen Lernweg und Abschluss.

P. Toni Kurmann SJ

Spendenkonto:
Jesuiten weltweit Zürich
Bank: PostFinance
IBAN: CH51 0900 0000 8922 2200 9
Verwendungszweck: JWL Englisch-Stipendium

Foto: © Toni Kurmann SJ

JESUITEN
in Zentraleuropa

Die Jesuiten sind eine internationale Ordensgemeinschaft, die sich für Glaube und soziale Gerechtigkeit, Bildung und Bewahrung der Schöpfung einsetzt.

IMPRESSUM

JESUITEN
Informationen der Jesuiten in Zentraleuropa an unsere Freunde und Förderer
77. Jahrgang 2026/3
ISSN 1613-3889

Herausgeber und Copyright:
© Zentraleuropäische Provinz der Jesuiten e.V.

Vertreten durch:
Regionalverwaltung Schweiz
Hirschengraben 74
8001 Zürich
admin.ch@jesuiten.org

Erscheinungsweise:
Viermal im Jahr
Abonnement kostenlos
Nachdruck nach Rücksprache

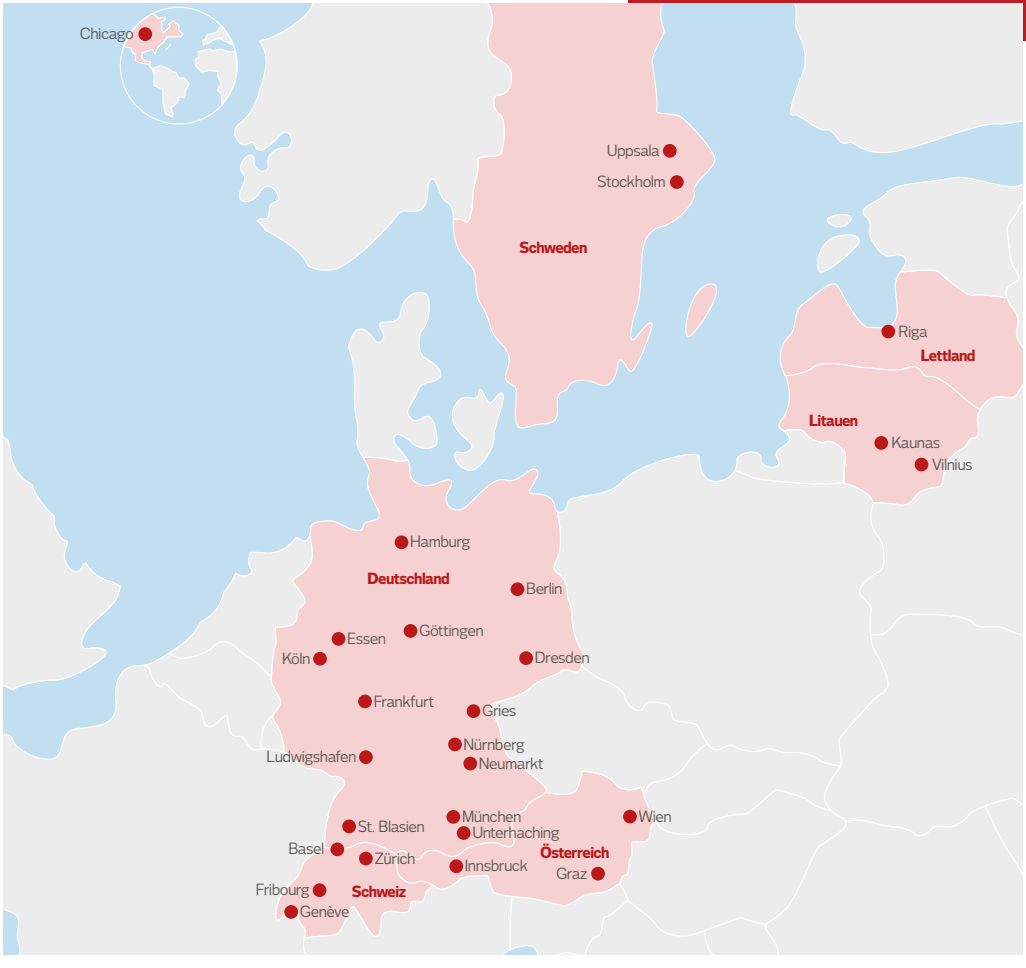
Kontakt:
redaktion@jesuiten.org
www.jesuiten.org/magazin

Redaktionsleitung:
Mathias Werfeli SJ

Redaktion:
Dr. Anette Konrad (Chefin vom Dienst)
Konrad Glosemeyer SJ
Manfred Grimm SJ
Dag Heinrichowski SJ
Fabian Retschke SJ
Matthias Rugel
Rodolfo Tromellini SJ

Gestaltung:
wunderlichundweigand, Schwäbisch Hall

Druck:
CAVELTI AG, Gossau in der Schweiz
www.cavelti.ch



ISSN 1613-3889

JESUITEN
in Zentraleuropa

„Vielfach ist in jüngerer Zeit von ‚toxischen' Verhaltensweisen, Personen, Strukturen … die Rede. Was ist dran an dieser Metapher? Wie vergiftet ist unsere Welt? Verwenden wir den Begriff manchmal vorschnell? Welche Gegengifte stehen uns zur Verfügung?"

P. Manfred Grimm SJ und P. Dag Heinrichowski SJ

www.jesuiten.org

Abonnieren Sie gratis unser Magazin

Jesuiten

Bestellkarte bitte einfach heraustrennen, ausfüllen und zurücksenden. Danke

Jesuiten
Gratis-Abonnement

Sie haben eine neue Adresse? Sie wollen mehr Ausgaben oder haben ein anderes Anliegen zu Ihrem Abonnement? Wenden Sie sich bitte an **admin.ch@jesuiten.org**

Gratis-Abonnement

2026-3

Bitte senden Sie mir als kostenloses Abonnement die Publikationen Jesuiten ab der nächsten Ausgabe an meine Adresse:

☐ 1 / ☐ 5 / ☐ 10 / ☐ 20 Exemplar/e

Name

Vorname

Straße

PLZ Ort

Datum Unterschrift

Hiermit stimme ich zu, dass die Zentraleuropäische Provinz der Jesuiten meine oben angegebenen Daten nutzen kann, um mich per Post und Mail über aktuelle Nachrichten, Informationen oder Veranstaltungen des Ordens zu informieren. Meine Einwilligung ist freiwillig und kann jederzeit widerrufen werden. Bitte senden Sie Ihren Widerruf an redaktion@jesuiten.org

Bitte frankieren.

Jesuiten in Zentraleuropa
Regionalverwaltung
Schweiz
Hirschengraben 74
8001 Zürich